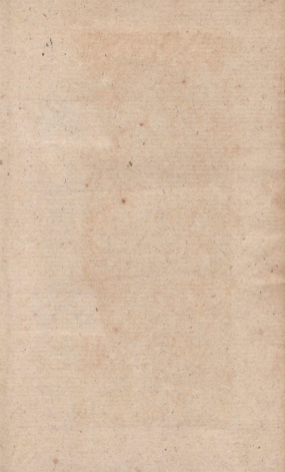
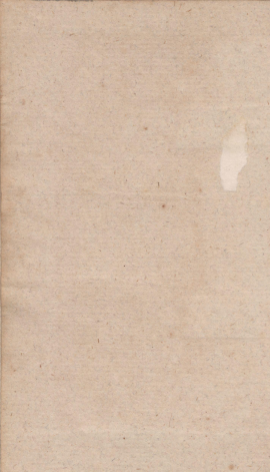


№ 24.









*L. H. G.*

Von der  
Gastfreundschaft.

---

Eine Apologie  
für die Menschheit  
v o n  
C. C. L. Hirschfeld.



---

Leipzig,  
bey Weidmanns Erben und Reich. 1777.

295 1103  
© 1917



2812



91419





I.

Eine der liebenswürdigsten Tugenden, die je die menschliche Natur geziert hat, die Nationen verschwärtet und Welttheile an einander kettet, die Gastfreundschaft scheint noch nicht die Betrachtung gefunden zu haben, die sie verdient. Wenn auch hie und da mehr ein Zufall als ein besonderer Vorsatz von dieser Tugend zu reden veranlaßte, so waren es einzeln hingeworfene Bemerkungen, größtentheils eingeschränkt auf Griechen und Römer, bey welchen doch eine solche Betrachtung noch immer sehr unfruchtbar bleibt; oder es waren antiquarische Abhandlungen, die mehr todte Gastsrechtsbräuche betrafen, als daß sie in den Geist, der in ihnen lag, tief eingedrungen wären. Nach scheint es, daß manche Philosophen, die

so gerne Systeme ohne einen Blick in die Welt und in die Geschichte bauen, oder Lehrbücher bis ins Unendliche wiederholen, es nicht für würdig genug halten, über einzelne Seiten der menschlichen Natur mehr besondere und genaue Beobachtungen anzustellen; wodurch indessen doch die wichtige Wissenschaft des Menschen von dem Menschen am meisten einer Erweiterung fähig wird.

Man darf es wohl kaum erinnern, daß hier nicht von der Gastfretheit, als einer Tugend oder Sitte einzelner Personen oder einzelner Familien unter verfeinerten Nationen, die Rede ist; als solche ist sie öfters nichts anders, als eine Wirkung der Eitelkeit, der Prachtsucht, der Schwelgerey, zu weit ausgeartet, als daß sie uneigennützig und wohlthätige Gesinnung seyn könnte. Wir betrachten sie als eine Tugend eines ganzen Volks. Sie begreift jede menschenfreundliche Ausnahme, jede Art des gefälligen, dienstfertigen und wohlthätigen Betragens

tragend einer Nation gegen Glieder einer andern Nation. Sie ist also weit mehr, als die alltägliche Gastfreundschaft, die ein Freund gegen den andern, oder eine Nation gegen ihre eigene Glieder ausübt.

Wäre die Gastfreundschaft auch nichts mehr, als eine Pflicht der Höflichkeit gegen Personen, mit welchen man in keiner besondern Verbindung steht; so würde sie schon der Aufmerksamkeit des Philosophen nicht unwerth seyn. „Denn Tugenden dieser Art sind, wie Hutcheson \*) sehr richtig bemerkt, von mehrer Wichtigkeit und von einer größern moralischen Schönheit, als man sich anfänglich einbildet. Sie erregen die Dankbegierde, und durch die Gewalt des Beispiels erwecken sie die Neigungen von weitem Umfange; sie geben einer ganzen Nation, ja dem ganzen menschlichen Geschlechte eine liebenswürdige Gestalt. Ein

II ;

gefällig

\*) Euckenlehre der Vernunft. Aus dem Engl. 1764  
B. C. 455.

gefälliges Betragen und die Gastfreundschaft gegen Fremde, ein verbindliches und höfliches Verhalten gegen alle, auch unbefannte, Personen, werden mit allem Rechte für unfehlbare Kennzeichen einer menschenfreundlichen und leutseligen Gemüthsart angesehen, und sie sind desto liebenswürdiger, je weniger sie einen Argwohn eigennütziger Absichten voraussetzen.“

Allein die Gastfreundschaft ist auch merkwürdig, man mag sie als einen Naturtrieb, oder als eine Sitte, oder überhaupt als einen Theil des Nationalcharakters ganzer Völker betrachten. Sie hat sich mit den sonderbarsten Erscheinungen sehen lassen, und nicht selten bey Nationen, bey welchen man sie am wenigsten suchte. Sie hat neben Neigungen, Sitten und Gewohnheiten, die sie zu zerstören scheinen, sich am längsten erhalten. Sie ist für die Kultur der Völker, die sich zum Theil auf sie gründet, überaus wichtig, und das gefälligste Band, das die entferntesten und unbe-

kanntesten Stämme des menschlichen Geschlechts mit einander vereinigt.

Die Vortheile der Reisen in dem ersten Zeitalter der Nationen waren unstreitig für die Ausbreitung der Wissenschaften und Künste, für die Ausrottung schädlicher Vorurtheile der Erziehung und des Vaterlandes, für die Fortpflanzung der Geschichte, für die Aufklärung der Gesetzgebung, für die Erhebung des menschlichen Geistes, für die Bildung der Sitten, für die Milderung aller natürlichen Gefühle — wichtiger, als sie ist seyn können. Und die Gastfreundschaft war es, die, indem sie das Reisen erleichterte, die Hand zum Erwerb aller dieser Vortheile bot.

Wenn irgend eine Tugend in das erste Zeitalter hinaufsteigt, so ist es die Gastfreundschaft. Sie nimmt mit der Einfachheit der ältesten Gesellschaften im Moses und im Homer ihren Anfang, und schreitet von da durch einen langen Zeitraum fort, bis sie auf eine Bedröge

sißt, wo sie entweder ganz verschwindet, oder unter den Verbesserungen der Nationen allmählich in eine weniger kenntliche Gestalt übergeht.

## 2.

Als die ersten Menschengeschlechter sich von einander abzusondern und eigene Gesellschaften oder kleine Staaten zu bilden anfingen hatten, konnten verschiedene Veranlassungen zu Reisen entstehen, welche einzelne Glieder der einen Völkerschaft in das Gebiet einer andern unternahmen. So lange diese Völkerschaften in Frieden oder freundschaftlichen Bündnissen mit einander lebten, war die Aufnahme gesichert, und Belt oder Hütte dem Ankömmling geöffnet.

Die Bedürfnisse sowohl des ersten Weltalters, als auch vieler spätern Völker, machten die Gastfreiheit nothwendig. Es waren noch keine Städte, noch keine Flecken vorhanden, sondern

sondern nur zerstreute, oft weit von einander entlegene Hütten, zwischen welchen der Fremdling umherirrete. Oder wo auch Städte und Flecken angelegt waren, so waren noch keine öffentliche Anstalten zur Aufnahme und Bequemlichkeit der Reisenden eingeführt. Man glaubte; wenigstens in einem Zeitraum der Griechen und Römer, daß die Gastwirthschaft einem vorzuziehnen Bürger unanständig sey, und Plato \*) hatte den Einfall, ausdrücklich zu behaupten, daß sie nur von Ausländern und gemeinen Leuten getrieben werden müsse. Der Mangel der Polizeyeinrichtungen mußte durch die menschenfreundliche Dienfertigkeit einzelner Familien ersetzt werden.

Vermuthlich waren unter vielen Stämmen und Völkerschaften die Reisen aus mancherley Ursachen nicht sehr häufig. Die freie Bewirthung eines Fremden, die nur selten war, ward desto williger unternommen, je mehr sie

\*) de Legibus. lib. II.

noch von Einfalt und Genußsamkeit erleichtert ward.

Die erste Welt kannte wenig den Handel. Die Reisenden waren keine Kaufleute, die ihres Vortheils wegen ausgingen, und von denen es nicht unbillig scheinen kann, einen Theil ihres Gewinns zu nehmen. Es waren meistens wißbegierige Philosophen und Gelehrte, oder doch Männer, die für sich und ihre Mitbürger möglichsten Unterricht suchten. Ihre Absicht war edel, frey vom gemeinen Eigennuß. Man glaubte, daß man ihnen auch eine uneigennützig Aufnahme schuldig sey.

Die Seltenheit der Reisen, der Mangel des Verkehrs der Völkerschaften unter einander, und die Absonderung der Wohnplätze konnten die Neigung zur Einsamkeit betheben. Weil man selten einen Fremden sah, so erregte seine Gegenwart mehr Aufmerksamkeit. Man fühlt oft eine verdrüßliche Einsamkeit, wenn man bloß bey seiner Nation, der man zu

sey



sehr gewohnt wird, eingeschränkt ist. Man reißt sich, so lange man noch nicht ganz in sich selbst eingeschrumpft ist, gern aus der einsidigen Eingezogenheit heraus, sobald ein neuer Gegenstand erscheint.

Durch die Ankunft eines Fremden ward die Neugierde gereizt, die den Menschen so natürlich ist, und es noch mehr den ersten Menschen seyn mußte. Sie suchte sich durch Bekanntschaft und Umgang mit ihm zu befriedigen. Je seltener die Erscheinung eines Reisenden, je entlegener seine Heimat, je abweichender das Gepräge der Sitten und Gewohnheiten seiner Nation von dem gewöhnlichen Stempel, oder je hervorragender der Ruhm ihrer Talente, Künste und Thaten war; desto ausgebreiteter mußte die Neugierde in der Aufmerksamkeit auf einen Fremden wirken, und desto mehr mußten diese Wirkungen zu dem Ziel der Gassifreyheit zusammenlaufen.

Das erste, was ein Fremder suchte, war Sicherheit vor Beleidigung. Diese Sicherheit konnte er zu finden hoffen, sobald sich da, wohin er kam, die ersten Begriffe von Gerechtigkeit entwickelt hatten. Es war natürlich, einen Fremden als einen Menschen zu betrachten, der von dem Schutze seines Vaterlandes, von der Treue seiner Freunde, von der Zärtlichkeit seiner Familie getrennt war, der schwach und hilfbedürftig unter einem unbekanntem Himmel irrte. Was konnte bey dieser Betrachtung mehr gegen das erste Gefühl der Gerechtigkeit seyn, als einen solchen Menschen zu beleidigen oder beleidigen zu lassen? Man mußte es empfinden, daß es weder Ehre noch Tapferkeit sey, sich seiner Schwäche und Hilflosigkeit gegen ihn selbst zu bedienen. Man erkannte sogleich unter dieser Empfindung als ein Gesetz der Natur, daß er ein Recht auf den öffentlichen Schutz des Landes habe, worin er sich befand, und daß Söldnern und Menschen

sehen nichts mißfälliger seyn könnte, als ihm  
Beleidigungen zuzügen zu lassen.

Nachdem sich diese Begriffe zu einer ge-  
wissen Stärke ausgewickelt hatten, mußte auch  
der Trieb zur Geselligkeit seine Wirkung zu be-  
weisen anfangen. Wenn dieser Trieb, so un-  
widerprüflich in unsrer Natur gegründet, so  
wohlthätig für das Leben des Menschen, so  
unaufhaltfam in seinen Ausßerungen, sich in  
dem alltäglichen Kreise nicht befriedigen konnte;  
so suchte er in dem Umgang mit einem Frem-  
den seine Sättigung. Je mehr abgefordert die  
Glieder einer Nation leben, und je weniger  
Verkehr sie unter sich selbst hatten, desto mehr  
machte er sie für den ankommenden Wanderer  
geneigt. Denn der Mensch ist zur Gesellschaft  
geboren. „Die Spur eines Lapländers auf  
dem beschnittenen Ufer,“ sagt Ferguson, \*)  
macht dem einsamen Seemann Freude; und  
die  
\*) Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Ge-  
sellschaft. Aus dem Engl. S. 24.

Die summen Zeichen der Ehrlichkeit und Freundschaft, die ihm gemacht werden, wecken in ihm das Andenken des Vergnügens auf, das er in der Gesellschaft genos.<sup>66</sup> In der That mit welcher Sehnsucht nach Menschen irren nicht oft die Seefahrenden, wenn sie lange nichts als Wellen und Wolken sehen, auf dem weiten Meere umher! Und welches Trostlocken bey dem Anblicke eines Ufers, eines noch unbekanntes Ufers, wenn es nur Spuren der Bewohnung zeigt! Die einsamen Hütten in den Gebürgen oder an den Gestaden des Meers, die lange nicht von dem Geuß eines Fremden ertönt, wie öde, wie leblos werden sie nicht ihrem Bewohnern? Wie oft und wie ungeduldig erwartend forschet nicht das Auge umher, ob es nicht auf jenem ungebahnten Fußsteig in die waldichte Höhe hinauf, oder dort an dem fernem Horizont, der sich mit den Wellen verliert, einen Aufdunkling gewahr werde, der Leben und Aufheitung bringe? Wohlthätiges

Liebe der Geselligkeit, du belebst die ganze Empfindlichkeit der menschlichen Natur für andere, du läßt das Herz dem noch fernem Wanderer schon entgegen klopfen, und treibst unweiderstehlich zu jeder Art von Menschenfreundschaft und Gutthätigkeit!

Nicht weniger ist die Sympathie ein Theil von der Einrichtung unsers Wesens. Sie entspringt nicht aus unsrer Wahl oder aus einer Rücksicht auf eigenen Vortheil. Es beruhet nicht auf unsrer Willkühr, ob der Zustand des Nebenmenschen uns rühren soll oder nicht. Jeder muß es gestehen, daß er dieses gemeinnährige Gefühl nicht aus seinem Herzen verbannen kann. Die Sympathie wirkt so deutlich, so allgemein, so unaufhaltsam, daß es eine unbegreifliche Verblendung seyn würde, wenn man sie nicht für einen Grundtrieb unsrer Natur erkennen wollte.

In so ferne die Gastfreundschaft als eine Wirkung der Triebe der Geselligkeit und der

Sympathie betrachtet werden kann, in so ferne läßt sich auch behaupten, daß sie in der Einrichtung unsrer Natur selbst gegründet ist. Es ist hier nicht der Ort zu entwickeln, wie weit die Gastfreundschaft durch Ehrbegierde, durch ererbte Höflichkeit und Gefälligkeit, durch Klugheit und politische Absichten unterstützt werden kann. Wir begnügen uns hier noch mit der Bemerkung, daß die Gastfreundschaft, indem sie sich auf die Triebe der Gefälligkeit und der Sympathie stützt, als eine Wirkung von der Einrichtung unsrer Natur anzusehen ist.

3.

Wen ehe die Gastfreundschaft sich als ein Naturtrieb äußern kann, muß sich der Mensch in einer Lage befinden, die der Würksamkeit dieses Triebes keine Hindernisse, die ihn erschicken, entgegen setzt. Zu diesen Hindernissen gehört die Sinnlosigkeit des noch ganz rohen Menschen; die Furchtsamkeit und Schüchternheit,

heit, die aus dem Gefühl der Schwäche entspringt, und durch die Einschränkung der noch ungebübten Deukraft vermehrt wird; die harte Dürftigkeit des ersten Naturstandes.

Es giebt noch jetzt Völkerschaften, die so tief in Sinnlosigkeit vergraben liegen, daß sie, außer den nothwendigsten Naturtrieben, sich kaum zu irgend einem Gefühl erheben können. Man hat Beispiele, daß sie Gegenstände, die ihnen ganz neu seyn mußten, ohne die geringste Bewegung von Lust oder Unlust, von Habsucht oder Ersauern, anstarrten. Sie blieben selbst bey dem Anblick europäischer Kriegsschiffe, der andre Wilde in die lebhafteste Verwundung setzte, ganz ungerührt; sie sichten in der Nähe des Ankerplatzes ruhig fest, ohne einmal einen Blick dahin zu werfen. In einem so tiefen Schlafe des Geistes wird sich der Begriff vom Eigenthum nicht leicht entwickeln, und so lange dieser noch un ausgebildet ist, noch keine Spur von wahrer Wohlthätigkeit sich zeigen.



zeigen. Die Unwissenheit, daß es Rechte des Eigenthums giebt, der Gedanke, daß alles gemeinschaftlich ist, kann etwas hervorbringen, das den Schein der Gutherzigkeit hat, aber nichts weiter als plumpe Dummheit ist. Einige Wilde kehren in die erste Hütte, die sie antreffen, raffen weg, was ihnen gefällt; man läßt es geschehen, weil man in einem gleichen Fall es eben so macht.

So waren die Amerikaner, die Djeda nach dem Kolumbus etwa zweihundert Meilen über den Orenoko entdeckte. Das Land war durch Lage, Luft und Wasser gesund und anmuthig. Die Einwohner hatten weder einen König, noch andere Oberhäupter. Männer und Weiber giengen nackt, bis auf einen Gürtel von Laub oder Baumwolle. Ihre Häuser waren gemeinschaftlich; doch waren sie eigentlich nur als ein Dach gegen unmäßige Hitze und schlimme Witterung anzusehen; denn sie wurden nur dann bewohnt, wenn sich die

Thiere



Thiere selbst zu verbergen pflegen. Die Wilden hatten weder vom Handel noch vom Tausch den geringsten Begriff. Weil sie sich nach nichts sehnten, als was nöthig war, und für dieses die Natur durch eine große Menge Kräuter, Wurzeln und Früchte gesorgt hatte; so gaben sie alles willig her. Dagegen nahmen sie auch mit gleicher Freymüthigkeit alles, was ihnen gefiel, miewohl ihre Begierde durch einen Besitz von wenig Augenblicken schon gestillt war. Ihre Lebensmittel boten sie jedem an, der sie haben wollte. \*)

Zurchtbarkeit und Mißtrauen ist gewöhnlich das Eigenthum des Menschen, der noch in dem rohen Naturstande lebt. Je eingeschränkter die Sphäre seiner Begriffe und Erfahrungen ist, desto überwiegender wird ihm das Gefühl von seiner Schwäche. Mit dem Fortgang seiner Kultur entstehen neue Entdeckungen von

B 3

Hülfs

\*) Allgemeine Historie der Weisen 16. 17ter B. S.

Hilfsmitteln, die er zu seiner Befestigung anwenden kann. Er findet die Gefahren nicht mehr so schreckend, weil er mehr Wege gelernt hat, ihnen zu entschleichen oder sie zu überwinden. Seine Furchtsamkeit nimmt in dem Maaße ab, mit welchem seine Ausbildung steigt. Fast eben so verhält es sich mit dem Mißtrauen, das nichts anderes als Furcht in einer etwas veränderten Gestalt ist. Außerdem ist das Leben der Wilden fast immer ein Zustand der Unruhe und des Krieges, den sie mit benachbarten Stämmen und Völkerschaften führen, ein Zustand, der Zuneigung und Vertrauen allmählich ganz verschreibt.

Man sieht leicht, wie sehr diese Furcht und dieses Mißtrauen, die dem Wilden mehr, als dem kultivirten Menschen, eigen sind, die Geselligkeit bey ihm hemmen müssen. Daher bey der Annäherung der Europäer die häufige Flucht der wilden Nationen auf hohe Gebürge, in tiefe Waldungen und Felsenklüfte. Nur mit

mit vieler Mühe und mit einer Verschwendung von Zeichen der Freundschaft hat man sie erst in ihre Hütten und an das freye Gestade zurücklocken können. Nicht eher gewann die Neigung zur Geselligkeit und Gastfreundschaft Ruhe genug, sich wärksam zu beweisen, als bis die Palme des Friedens überreicht, bis Geschenke angenommen, oder andere Zeichen der Freundschaft gewechselt werden.

Auch die Verschiedenheiten des Naturstans des dürfen nicht übersehen werden, weil sie die Gastfreundschaft in ihrer Wärksamkeit bald mehr, bald minder einschränken oder erleichtern.

Wo der Jägerstand, der äußerste und härteste Stand der rohen Menschheit, noch fortdauert, da ist die Wildheit zu überwiegend, das Gefühl der Bedürfnisse liegt noch zu schwer, als daß die geselligen Triebe sich unter diesem Gewalt empor heben könnten. Sogar die eheliche Vereinigung wird ein Unglück, weil das

Wild, die Nahrung, mit der Vermehrung des Menschen abnimmt. Die tägliche Ungewißheit seines Schicksals, die Mühseligkeit und Gefahr, unter welcher er mit dem Anbruch jeder Regengedächte seinen Unterhalt im Walde und in der Luft aufzudrehen muß, schlagen den Geist mit ihrer ganzen fürchtbaren Last nieder. Der junge Wilde hat keine Hütte, die er seine Wohnung nennen könnte; die erste Höhle in den Felsenwand ist seine Herberge. Er entfernt sich, je weiter er von Wohnungen der Menschen wegirret, von dem gesellschaftlichen Leben. Er verliert sich ganz, fast ohne Hoffnung der Zurückkehr, in die Einsamkeit. Unzufriedenheit und Unruhe sind seine unsichtbaren Begleiterinnen. Sein Geist verwildert unter den beständigen Ermordungen, wie seine Gefühle. Er wird hart und ungesellig. Von dem zufälligen Ueberfluß einer glücklichen Jagd theilt er nicht mit, weil er bald den Mangel wieder zu fürchten hat.

Nicht viel besser ist das Schicksal der Völkerschaften, die sich allein vom Fischfang nähren. Eben die Ungewißheit des Unterhalts, eben die Unstetigkeit des Lebens, eben die Verwilderung der Gefühle. Sie kämpfen außerdem mit einem geschlechtlichen Elemente; sie müssen den Fischen auf viele Meilen nachziehen. Weil sie aber doch noch immer in kleinen, selten weit von einander getrennten, Haufen dem Fang nachgehen, so kann sich die Geselligkeit eher erhalten, als unter jagenden Nationen. Sturm und Winter treibt sie wieder in ihre Hütten zusammen, wo die Geselligkeit sich an eben dem Heerd erwidert, woran sie ihre Fische trocknen.

Diese beiden angeführten Naturstände sind indessen der Wirkbarkeit der Gassrenheit am meisten entgegen. Eine neuere Erfahrung hat alte bestätigt. Auf allen Inseln des Südmeers, deren Bewohner noch in einem Zustande leben, der den beschriebenen sehr ähnlich

ist, haben die Seefahrer keine Landung ohne Widerstand, keine Aufnahme mit Freundschaft gefunden.

Über viel näher gedrängt schon an die Geselligkeit das herumziehende Hirtenleben, das auf die ersten Naturstände zu folgen scheint. Zwar ist hier noch keine Beständigkeit der Wohnung. Die Zelte folgen den Heerden, sobald eine Gegend abgeweidet ist, nach einer andern hin. Allein die Hirten halten sich doch schon mit ihren Heerden näher bey einander. Ihre Nahrung ist gewisser, wird leichter aufgebracht. Sie genießen mehr Ruhe zum Nachdenken und zu freundschaftlichen Zusammenkünften, mehr einen Ueberfluß, mogen sie dem dürstigen Fremdling mittheilen können. Wir werden weiters hin verschiedene Nomaden in der Ausübung der Gastfreundschaft beschäftigt sehen.

In dem Schooße des friedlichen Feldbaues aber wird der Trieb der Geselligkeit erst recht zum Wachsthum erodent. Der Ackerbau macht

die Menschen zahm und gesittet. Er versammelt sie in fruchtbare Gegenden. Er macht sie durch die Vereinigung geneigter, erworbenener Einsichten, nützliche Entdeckungen und gute Besinnungen einander mitzutheilen. Er stößt ihnen Achtung gegen das Eigenthum, Liebe zur Schändlichkeit der Wohnung ein. Er verschafft ihnen mit der Gewißheit und Bequemlichkeit der Nahrung mehr Ruhe der Leidenschaften, mehr Muße zum Denken. Er befördert die Vermehrung und den Anwachs der Familien, die sich mit Leichtigkeit und im Reichthum ernähren. Er lockt zu den Vergnügungen der Gesellschaft, und breitet dadurch Keuschheit und Gutherzigkeit schneller aus. Er gewöhnt sie endlich zu bleibenden Niederlassungen, zur Anlegung der Dörfer, zu allem, was zur Einrichtung und Bildung einer Nation beitragen kann. Die Gastfreundschaft wird sich also am meisten bey Völkern zeigen, die mit einem gewissen Wohlstande vom Ackerbau leben.

Man

Man wird indessen leicht erkennen, daß man bey der Angabe dieser verschiedenen Naturstände nicht die Absicht hat, zu behaupten, als wenn sie immer so rein und unvermischt in der Natur angetroffen würden, daß sie niemals in einander fließen sollten. Das Leben von der Jagd und das Leben vom Fischfang haben ohnehin schon eine genaue Verwandtschaft mit einander; und zwischen ihnen und dem Hirtenleben kann noch ein Mittelstand einfallen, worinn der Mensch sich von Wurzeln, wilden Früchten und selbst wachsenden Pflanzen nährt. Die Absonderung der Naturstände hat in der Theorie ihre bekannte Bequemlichkeit; sie ist aber auch nicht so willkürlich angenommen, daß sie nicht in der Wahrscheinlichkeit der ersten von Stufe zu Stufe fortschreitenden Bildung des Menschen, und in der Natur selbst oder in wirklichen Beispielen gegründet wäre.



## 4.

Es ist schon bemerkt, daß die Gassfreundſchaft als ein mittelbarer, in den Trieben der Geſelligkeit und der Sympathie gegründeter, Naturtrieb anzusehen iſt. Seine Wirklichkeit muß aus der Geſchichte der Menschheit erwiesen werden. Um dieses mit Sicherheit und ohne Gefahr des Widerspruchs auszuführen, müssen wir Völkerschaften aussuchen, die noch ohne merkliche Kultur, ohne Verschlimmerung, ohne Verstellung der Leidenschaften, der freien Bewegung der unerschöpflichen Naturtriebe überlassen sind. Vornehmlich verdienen Insulaner, die in sehr wenig besuchten Meeren weit von dem festen Lande entfernt leben, in dieser Absicht unsere Beobachtung. Die Spuren der Gassfreundſchaft, die sich bei solchen Völkerschaften finden, sind die sichersten Anzeigen, daß sie in der Einrichtung der menschlichen Natur gegründet iſt, und zu ihrer Bestimmung gehört.

Um

Um mit Beispielen anzufangen, die noch  
hie und da im frischen Andenken seyn müssen,  
erinnern wir uns hier zuerst der Inselaner,  
deren Entdeckung die Geschichte der Menschheit  
in unsern Zeiten erweitert hat. Auf den meis-  
ten Eylanden der Südsee haben die Eng-  
länder, die vor einigen Jahren dahin die be-  
rühmte Fahrt versuchten, Heiterkeit, Freunds-  
lichkeit und Gastfretheit bey jenen Kindern der  
Natur gefunden, vornehmlich aber auf der Ins-  
sel Otahete oder Georgsinsel. Sie ge-  
hört zu den gesundesten und annehmlichsten Län-  
dern in der Welt. Die Berge sind mit Wals-  
bung, die Thäler mit Gras und Kräutern er-  
füllt, die Luft ist überaus rein. Ueberall eine  
große Mannigfaltigkeit von Fischen, zahmen  
Thieren, vortreflichen Früchten. Die Insel  
ist mit wohlgebildeten, anständig gekleideten,  
tapfern und geistreichen Einwohnern stark be-  
völkert. Ihre Häuser sind nicht in Dörfern  
zusammengebauet, sondern sie liegen über die  
Ebenen

Ebenen umher zerstreut, oder in anmuthigen  
 Sämen. Sobald bey den gutherzigen und  
 fröhlichen Bewohnern dieser arcadischen Insel  
 die ersten Bewegungen der Furcht gestillt wa-  
 ren, so überließen sie sich ganz der Gastfreunds-  
 chaft gegen die Engländer, die ihnen mit  
 Behutsamkeit und Güte begegneten. Sie eil-  
 ten ihrem Gästen mit Früchten, Thieren und  
 andern Lebensmitteln entgegen; sie führten sie  
 in ihre Wohnungen, drängten sich jeden Tag  
 freundlichstlich um sie her, sannem auf die Bes-  
 friedigung ihrer Bedürfnisse, und überhäuften  
 sie während ihres ganzen Aufenthalts mit tau-  
 send Beweisen der Gutherzigkeit. Sie vergas-  
 sen bald die Beleidigungen und Injuriigkeiten,  
 die zuweilen von beyden Seiten vorkamen, und  
 boten gerne zur Ausöhnung die Hand. Viele  
 von den Engländern schliefen oft in ihren  
 Hüttern mitten im Walde, ohne einen Gefähr-  
 ten, in einer vollkommenen Ruhe. Des Mos-  
 nate lebte Cook und seine Gesellschaft mit den  
 Ota-

Otahrheiten in der herzlichsten Freundschaft und in einer beständigen Erwidrerung von Gefälligkeiten. Als das Schiff unter Segel gieng, nahmen die Indianer, die sich am Bord befanden, Abschied, und weinten mit einer anständigen Betrübniß, die etwas ungemein Zärtliches und Rührendes hatte. Das Volk in den Kähnen klagte laut über den Abschied. \*)

— Es ist kein Dienst, wird in Cook's Tagesbuch seiner neuen Reise zu den Otahrheiten \*\*) gesagt, dem sie sich nicht willig unterwerfen, keine Gefälligkeit, die sie nicht gerne übernehmen sollten. Sie durchstreichen die Insel, den Fremden das, was ihnen fehlt, zu verschaffen, und wenn sie durch Güte und einige kleine Geschenke der Achtung aufgemuntert werden, so richten keine Verheißungen oder Belohnungen etwas

ben

\*) Geschichte der Seereisen und Entdeckungen im Südmeer II. 4. Aus dem Engl. 1774. 2ter Th.

\*\*) Tagesbuch von Kapitain Cook's neuester Reise um die Welt II. Aus dem Engl. 1776. S. 37.

bey ihnen aus, ihrer Ergebenheit zu brechen,  
 oder die geschlossenen großmüthigen Verbindun-  
 gen zu trennen. — Nicht weniger gutherzige  
 Bewirthung hatte vorher schon Wallis \*) bey  
 ihnen angetroffen; und als er sich von ihnen  
 entfernte, nahmen sie mit so zärtlicher Freunds-  
 chaft und so rührender Betrübniß von ihm Ab-  
 schied, daß er sich der Thränen nicht enthalten  
 konnte. — Eben den Charakter der Gasse-  
 freundschaft traf Bougainville \*\*) bey den  
 Otabeiten an, als er nach dem Wallis ihre  
 Insel besuchte. Die Beschreibung, die er von  
 ihnen giebt, kann für den Ruhm ihrer Gasse-  
 freyheit nicht vortheilhafter seyn. Die Fran-  
 zosen wurden bey ihrer Landung von einer  
 Menge Menschen beyderley Geschlechts empfan-  
 gen, die sich nicht satt an ihnen sehen konnten.

\*) Geschichte der Entdeckten 16. 1ster Th.

\*\*) Bougainville Reise um die Welt 16. Auf dem  
 Franz. 1771. S. 158, 165.

Keiner hatte ein Geröchr, auch nicht einmal einen Stab. Sie wußten nicht, wie sie ihre Freude, die Fremdlinge zu sehen, ausdrücken sollten. Das Haupt oder der Regent der Gegend führte sie in sein Haus, wo fünf bis sechs Weiber sie begrüßten, indem sie die Hand auf die Brust legten, und einigemal Tais (vermuthlich Freund) ausriefen. Der Regent nöthigte sie, auf dem Grase vor seinem Hause Platz zu nehmen, und ließ Früchte, geröstete Fische und Wasser bringen. Er und das ganze Volk begleitete seine Gäste nachher bis an die Höte. Einige von den Inulanern aßen und schliefen ganz geruhig am Bord der Fregatte. Am andern Morgen brachte ihnen das Haupt junge Hühner und andre Lebensmittel. Er veranstaltete ihnen alle Bequemlichkeit zum Wasserköpfen, Holzfällen und Errichtung der Zelte für die Kranken. Die Einwohner brachten von allen Seiten Früchte, Hühner, Schweine, Fische und Feinwand herbei, und tauschen

sie gegen Kleinigkeiten ein. Sie gaben auf alles genau Acht, was den Franzosen gefiel. Sie merkten, daß sie Pflanzen gegen den Schorfbock und Muscheln sammelten. Es währte nicht lange, so brachten Weiber und Kinder um die Wette ganze Körbe voll solcher Pflanzen und Muscheln. Die Franzosen gingen täglich, einzeln oder in kleinen Haufen, unbewaffnet auf dem Lande herum. Die Insulaner nöthigten sie in ihre Wohnungen, und gaben ihnen zu essen. Es blieb nicht bey der Bewirthung allein, sondern man bot ihnen auch junge Mädchen an, wie man gegen die Engländer gethan hatte. Die Göttin der Liebe ist hier zugleich die Göttin der Gassfreyheit; sie hat hier keine Geheimnisse. „Ich bin mehrmahlen, sagt Bougainville, tiefer in das Land hineingesangen; es schien mir der Garten in Eden zu seyn. Man sah die schönsten Wiesen mit den herrlichsten Obstbäumen besetzt und mit kleinen Bächen durchschnitten, die überall ein frisches

Ansehen verbreiteten, ohne daß die Feuchtigkeit davon beschwerlich fiel. Ein zahlreiches Volk genießt die Schöze, welche die Natur ihm in so reichem Maasse anstheilt. Wir fanden Haufen von Männern und Weibern unter dem Schatten der Obstdäume sitzen; alle grüßten sie uns freundschaftlich; die uns begegneten, traten auf die Seite, um Platz zu machen. Uenthalben herrschte Gastfreuheit, Ruhe, sanfte Freude, und dem Anscheine nach waren die Einwohner sehr glücklich. <sup>4</sup>

Der bekannte Engländer, Drake, den unter den Seehelden glänzt, und nichts anders als ein großer Seeräuber war, fand bey der Entdeckung von neu Albion oder Californien die Einwohner sehr menschenfreundlich. Sie kamen ihm ohne Waffen entgegen, und begrüßten ihn mit Gesang und Tanz. Als sie seine Absicht bemerkten, brachen sie in anhaltende Klagen aus. Sie kletterten auf die höchsten



Spitzen des Landes, um ihre abreisenden Edele noch lange im Besichte zu behalten. \*)

Als der Admiral Roggeveen die Osterinsel in der Südsee entdeckte, kamen bey seiner Landung viele tausend Insulaner ans Ufer. Sie brachten ihm gleich eine Menge gekochter und nach ihrem Geschmack zubereiteter Hühner und Wurzeln. Indessen stiegen die Holländer ans Land. Die Wilden drängten sich aus einer ihnen sehr natürlichen Neugierde um sie her, und berührten das Gewehr. Man gab Feuer auf sie, um sie zu zerstreuen, und aus einer fast unbegreiflichen Unvorsichtigkeit oder Unmenschlichkeit tödtete man viele von ihnen. Ihre Verzürzung ward überaus groß; sie erhoben ein jämmerliches Geschrey und Wehklagen. Dem ungeachtet brachten die guten Leute, um die Leichname zu erhalten, den Holländern

\*) Hist. Bericht von den südlichen durch Engländer geschickenen Reisen um die Welt. Aus dem Engl. B. 1775. 1ster Th. S. 214-220.

dem von neuem allerhand Lebensmittel. Alle, Männer und Weiber und Kinder, trugen Palmzweige und eine Art von rother und weißer Fahne. Ihre Geschenke bestanden aus indischen Reizen, Nüssen, Zuckerrohr, Wurzeln, Hühnern. Sie fielen auf die Knie, pflanzten die Fahnen vor den Holländern hin, und überreichten, ob sie gleich der beleidigte Theil waren, ihre Palmzweige als Zeichen des Friedens. Sie suchten durch die beredtesten Gelehrten um Freundschaft; sie boten ihre Weiber an. Sie fuhren täglich fort, den Holländern Lebensmittel im Ueberfluß zu bringen, und sie in ihre Häuser einzuladen. Diese Insulaner bewohnten ein fruchtbares Land, und lebten von den Früchten der Erde und ihres Fleisches. Alles war bepflanzt und besäet. Die Aecker lagen mit vieler Sorgfalt von einander absondert. Sie wohnten in bequemen Hütten, bekleideten sich mit rothen und weißen Decken;

waren

waren sehr lebhaft, und hatten ein sanftes, sitzames und angenehmes Wesen. \*)

Die eingeschickenen Einwohner von St. Domingo beobachteten die Gastfretheit, als eine von ihren Vorfahren angeerbte unveränderliche Tugend, aufs genaueste. Es scheint, sagt Charlevoix, \*\*) daß man diese schöne Tugend mit der Luft der Insel einathmet. Die guten Leute entziehen sich freiwillig das Nothwendige, um nur etwas zu haben, das sie ihren Gästen geben können. Ihre Ueberwinder, die doch eben nicht gerne die Indianer zum Muster nehmen, haben sie doch in der Gastfretheit nachgeahmt. Ein Fremder kann auf St. Domingo reisen, ohne etwas zu verthun; er ist überall wohl aufgenommen; und deckt ihn irgend ein Bedürfnis, so giebt man ihm, um seine

§ 4

Kette

\*) Allgemeine Historie der Reisen 12. 1ster B. S. 558.

\*\*) Histoire de l'Isle Espagnole ou de St. Domingue. Amsterdam. 1773. Tom. 4. S. 340. 342. u. f.

Reise fortsetzen zu können. Je länger er in einem Hause bleibt, desto mehr Vergnügen macht er. Sobald er die Schwelle der ersten Wohnung, die er antrifft, betreten hat, so darf er sich gar nicht um Bequemlichkeit bekümmern; Negern, Pferde, Wagen, alles ist zu seinem Dienst. Man läßt ihn nicht anders abreisen, als unter dem Versprechen, wieder zu kommen, sobald es seine Umstände erlauben.

Die Mohawks in Neu-York gehören zu den fünf mit England verbundenen Nationen, deren Verfassung bey ihrer eigenthümlichen Simplizität bleibt. Sie sind überaus tapfer. Den Diebstahl halten sie für eine große Schande. Vornehmlich ragt unter ihren guten Eigenschaften die Gastfreundschaft hervor. Wenn ein Fremder kommt, so bieten sie ihm zu essen an; sind ihrer mehrere, und kommen sie weit her, so räumen sie ihnen eine ihrer besten Wohnungen ein. Ihre Höflichkeit geht weiter, als bey den Europäern der Wohlstand

erfor:

erfordert. Da sie es sich zur Hauptregel machen, ihren Gästen alles zu geben, was sie ihnen am angenehmsten zu seyn glauben; so müssen sich einige ihrer artigsten Mädchen putzen, woraus sich der Fremde eine auswählt. Doch haben sie schon angefangen, diese Gewohnheit und überhaupt ihre Gastfreudigkeit mehr gegen andere ihnen ähnliche Völkerschaften, als gegen die Europäer, zu beobachten. \*)

Als der berühmte französische Beobachter, Condamine, an den Amazonenfluß reisete, der von Abend gegen Morgen durch das ganze feste Land des südlichen Amerika streicht, ward er von der Aufnahme, die er bey den Indianern fand, aufs lebhafteste gerührt. \*\*) Die Lugend der Gastfreudigkeit, rief er aus, ist nach ihrer Verbannung aus Europa in die neue Welt

\*) Geschichte der englischen Kolonien in Nordamerika x. Aus dem Engl. 1776. 3ter Th. S. 87.

\*\*) Journal du Voyage fait par Ordre du Roy à l'Equateur, Paris. 1751. S. 182.

Welt geflohen; da er in Häusern, wo er ganz unbekannt war, bewirthet ward, ohne daß man sich dafür eine Bezahlung aufdringen lassen wollte. — Acht Tage mußte er einst in dem Dorfe Chuchunga verweilen, das von zehn indianischen Familien bewohnt war, die ein Cacike regierte. Hier überließ er sich ganz den Empfindungen der Ruhe und der heitersten Vergnügbarkeit, worein ihn die Gegend und die wohlthätige Gesinnung der Wilden verlegte. Nichts ist sanfter und rührender, als die Beschreibung, die er von seiner Lage giebt. \*)

„Ich hatte, sagt er, weder Diebe noch Neugierige zu beslechten. Ich war mitten unter den Wilden. Ich erhohlte mich unter ihnen von dem Leben mit Menschen, und wenn ich es sagen darf, ich vermiste ihren Umgang nicht. Nach vielen in einer beständigen Bewegung verbrachten Jahren, genoß ich zum erstenmal eine

\*) Allgemeine Geschichte der Reisen v. 16ter Th. S. 28.

einer süßen Ruhe. Das Andenken meiner vergangenen Mühseligkeiten und Gefahren schien mir ein Traum zu seyn. Die Stille, welche in dieser Einsamkeit herrschte, machte sie mir viel liebenswürdiger. Es schien, als wenn ich freyer Athem hohle. Die Hitze der Himmels-  
 gegend ward durch die Kühle des Wassers aus einem Bache, der kaum aus seiner Quelle kam, und durch das dicke Gehölze, das seine Ufer beschattete, gemindert. Eine ungeheure Anzahl sonderbarer Pflanzen und unbekannter Thieren bot mir ein neues und mannigfaltiges Schauspiel dar. Zwischen meinen Arbeiten nahm ich an den unschuldigen Vergnügungen meiner Indianer Theil; ich badete mich mit ihnen, ich bewunderte ihre Geschicklichkeit auf der Jagd und beim Fischen. Sie ließen mir das Auslesen von ihrem Wildpret und von ihren Fischen. Alle waren sie zu meinem Dienst. Der Casique, der sie anführte, war am eifrigsten, mir zu dienen. Ich bekam Nicht vom wohlriechen-

den

den Holze. Der Sand, worauf ich stand, war mit Gold vermischt. Man sagte mir, mein Fahrzeug wäre fertig, und ich vergaß alle diese Annehmlichkeiten. Niemand ist noch, vor dem Pontan, so weit gegen Westen, in das Innere des festen Landes von Südamerika gedrungen. Er kam bis zu den Eskoroern. Beide Geschlechter gehen nackt; ihre Hütten sind von Schilf und Rinsen zusammengestrichen. Bei seiner Ankunft beschenkten sie ihn und seine Begleiter mit indianischem Korn und Wildpret, und halfen es nach seinem Canot bringen. Sie baten ihn, in ihre Cabanen einzukehren. Die Häupter der Nation, denen er einen Besuch gab, bezeugten ihm ihre Freude, ihn in ihrem Lande zu sehen. Sie begleiteten ihn, ohne daß er diesen Dienst verlangt hatte, mit einer zahlreichen Bedeckung, weil sie wegen einer benachbarten Nation, mit welcher sie im Krieg lebten, seinen Weg nicht sicher genug hielten.



Als er in ihrem letzten Dorf ankam, schickte das Haupt, ein ehrwürdiger Greis, Jäger aus, um ihn recht zu bewirthen. Er unterrichtete ihn in dem Verlauf seiner Reise, und sagte ihm, was er zu beobachten hätte. — Eben die gute Aufnahme fand der Baron bey einer angränzenden Völkerschaft, den Essanapern, deren Oberhaupt ihm eine Begleitung nach einem andern leuffeligen Stamm, den Gnacsitarern, freewillig und mit guter Art anbot, und ihn vier Piroquen unter funfzigem auswählen ließ. — Die Gnacsitarer baten ihn, in ihrer Insel sein Lager zu nehmen, und brachten ihm von ihrem Vorrath. Ihr Oberhaupt ersuchte ihn, eine große Cabane anzunehmen, die er für ihn hatte zubereiten lassen, und seine erste Höflichkeit war, daß er eine Menge Mädchen kommen ließ, worunter Hontan auswählen sollte. \*)

Die

\*) Voyages du Baron de la Hontan. 1709. à la Haye. Tom. I. Lettre XVI.

Die Julier, die an den beyden Seiten der Gambia in Afrifa wohnen, haben nach dem Bericht des Moore ihre Obrigkeiten, die ihnen mit vieler Mäßigung begegnen. Sie wohnen Herdenweise. Wenn ihnen von einer Völkerschaft übel begegnet wird, so reisen sie ihre Dörfer nieder, und ziehen nach einer andern Gegend. Sie machen ein Volk von einer guten ruhigen Gemüthsart aus, und kennen das, was recht und billig ist, so wohl, daß einer, der anders handelt, allen ein Abscheu wird. Sie sind nicht landbegierig, sie verlangen nicht mehr, als sie gebrauchen. Ihre angenehmste Beschäftigung ist, das Land zu bauen, und ihre Heerden zu hüten. Mit diesem Ruhm vereinigen sie den Ruhm der Gaffrenheit. Die benachbarten Völkerschaften halten es für ein Glück, ein Doef von Juliern in der Nähe zu haben. Sie schätzen sie wegen ihrer Gaffrenschafft so hoch, daß es für ehrenlos gehalten wird, sie zu beleidigen. Die Julier ernähren

nicht

nicht bloß die Alten, Blinden und Lahmen ihres Volks, sondern sie helfen auch dem Mangel anderer ab, die nicht zu ihnen gehören.\*)

Die zahlreichste Völkerschaft an der Sambra sind die Mandingoer, eine gute, muntere und aufrechte Völkerschaft, die sich von der Viehzucht nährt. Wenn Moore durch einen von ihren Flecken reiste, so kamen alle Einwohner und reichten ihm die Hand, manche nöthigten ihn in ihre Häuser, führten ihre Weiber und Töchter herbei, um ihn zu begrüßen, und sich neben ihn zu setzen.

Die Gassfreundschaft der redlichen und gutartigen Hottentotten, deren Geschäft und Reichthum die Viehzucht ist, erstreckt sich selbst über die europäischen Fremden, versichert Kolbe, der sich acht Jahre bei ihnen aufhielt. Wenn man durch die Landschaften am Vorgebürge der guten Hoffnung reiset, so wird

\*) Allgemeine Historie der Reisen etc. 3ter B. S.

man überall willig und liebreich aufgenommen. In Gesellschaft mit einem Hottentotten reißet man sicher, und darf sich in jedem Flecken die größte Gastfreiheit und Güte versprechen. In allem, was ihnen anvertrauet wird, sind sie sorgfältig; ja sie machen es sich zur Pflicht; in den Kapeländern die Bushis, eine Art von Straßenräubern, wofür sie den größten Abſcheu haben, wie Raubthiere auszurotten.

Gutartig und höflich sind die Einwohner in dem Königreich Benin; gefällig gegen alle Fremde, die Portugiesen ausgenommen. Geschenke, die man ihnen giebt, vergelten sie doppelt. Mit diesem Zeugniß des Nyendael stimmt Artus überein. Einen Fremden beleidigen, sagt dieser, wird als ein Verbrechen mit dem Tode bestraft; und er beschreibe selbst die Art der Todesstrafe. \*)

Nicht

\*) Allgemeine Geschichte der Reisen u. 4ter B.  
S. 450.

Nicht weniger sind die Einwohner von dem  
 Königreich Kongo, die viel Fähigkeit und Wis-  
 haben, sehr freundlich gegen die Fremden,  
 höflich, geistreich. Ein jeder, erzählt Me-  
 rollo, \*) der vor Speisenden vorübergeht,  
 setzt sich ohne Umschade in ihren Sitzel, und  
 bekommt seinen Theil sowohl, als die andern,  
 auch wenn die Portionen schon ausgetheilt sind;  
 in welchem Fall der Vorschneider von eines je-  
 den Teller etwas nimmt, um den Fremden zu  
 versorgen. Es ist einerkes, wenn auch viele  
 von ungesähr dazu kommen, die alle eben so  
 frey mit essen und trinken dürfen, als wenn sie  
 eingeladen wären. Die Reisende pflegen dies  
 sehr lieber zu thun, als daß sie von ihren eige-  
 nen Lebensmitteln essen, wenn sie auch noch so  
 köstlich wären. Man muß sich verwundern,  
 sagt Merollo hinzu, daß sie die Leute, die sich

34

\*) Allgemeine Historie der Reisen u. 4ter B.  
 S. 712.

zu ihnen sehen, niemals fragen, wer sie sind, woher sie kommen, wohin sie gehen; alles dies wird mit Stillchweigen übergangen, als ahnten sie die Locrer, ein Volk in Achaja, nach, bei welchen solche Fragen nach dem Berichte des Plutarch bey Strafe verboten waren.

Die Insel St. Juan oder Brava ist eins der feuchtbarsien Eylande des grünen Vorgebürgs. Die Einwohner leben in einer glücklichen Einsast und Unschuld. Man kann sie nicht stärker beleidigen, als wenn man ihre Geshenke ausschlägt. Franklin versichert, daß sie sich angeboten, für ihn zu fischen, und daß sie ihm ohne sein Ansuchen alles gegeben, was die Insel hervorbringt. — Als der unglückliche Engländer, Kapitain Roberts, hier krank ward, versorgten sie ihn mit allen Nothwendigkeiten. Täglich besuchte ihn einer oder der andere von den Einwohnern, um sich nach seinem Zustand zu erkundigen, und niemand kam, ohne einen Vogel oder eine Frucht mit-

mitzubringen. Sehr oft empfing er aus ihren Händen Milch, Wachteln und Bananafrüchte. Sie sählten Bauholz zu Brettern, um ihm ein Fahrzeug zu verfertigen. Bey seiner Abreise erklärten sie sich, sie wären zwar bekümmert, daß er sie verlassen wollte; allein da sie seine Wünsche nicht befriedigen könnten, so wären sie auch nicht so ungerecht, zu verlangen, daß er länger bey ihnen im Elend bliebe. Sie wünschten, daß ihr Eiland die Bedürfnisse und Ergötzlichkeiten des Lebens hervorbrächte, die sein Vaterland hätte; alsdann würden sie ihn vielleicht mit Gewalt bey sich behalten und glauben, daß sie ihm kein Unrecht thäten. Sie sagten, als er von Wiedervergeltung sprach, sie verlangten nichts, als seine gute Meinung von ihnen. Sie vereinigten sich darauf, so gut sie konnten, seine Abreise zu befördern. — Als 1680 der Hunger auf der Insel St. Philipps wüthete, und sich einige arme Schwarze in einem portugiesischen Schiffe nach St. Juan

übersehen ließen, wurden sie von den Einwohnern mit Freuden aufgenommen. Und da sie hörten, daß die neuen Ankömmlinge aus bloßem Mitleiden hindergebracht worden, damit sie nicht verhungern müßten, so waren sie gleich bereit, zur Vergeltung dieses Liebesdienstes das Schiff mit Thieren und Lebensmitteln zu beladen. Die Neuankömmlenen lebten in Ruhe und Zufriedenheit mit ihnen. Sie lehrten sie Baumwolle, die hier von Natur wächst, spinnen, und sich davon Kleider machen. Denn vorher giengen sie ganz nackt. \*)

Der Engländer, Robert Barker, gieng, als er an den Gestaden von Guinea landete, mit acht andern in einem Boot ans Land. Als er nahe am Ufer war, riß ein heftiger Wind, von Donner und Regen begleitet, seine Schiffe von den Anker, und trieb sie in die weite See. Die Schiffe, die nachher das Boot

\*) Allgemeine Historie der Reisen 16. 2ter Th. S. 217 und 240.



nicht mehr antreffen konnten, begaben sich auf die Zurückreise nach England. Backer und seine Mitgenossen im Unglück, die keinen Platz zum Landen finden konnten, hatten schon drei Tage lang nichts gegessen. Nach mancherley Noth und Gefahren, nach tausend Bedingfügungen und traurigen Berathschlogungen über die Wahl eines ungewissen Todes, entschlossen sie sich, der Barmherzigkeit der Portugiesen sich zu überlassen. Sie spannten das Segel auf, und eilten nach einem Kassel, das nicht über zwanzig Meilen entfernt war. Indem sie sich dem Ufer näherten, erblickten sie zweien Portugiesen, deren einer eine weiße Fahne in der Hand hatte, und die ihnen winkten, ans Land zu kommen. Doch entfiel ihnen der Muth, und sie kehrten das Boot um. Als man dieß auf dem Kassel bemerkte, feuerte man unmittelbar auf das Boot, und traf die Segelstange. Untüchtig zur Gegenwehr schickte sich Backer mit seinen Gesährten in die Noth, und

ruderte, so geschwind er konnte, wieder nach dem Lande zu, um sich den Portugiesen zu ergeben. Dieses, glaubte er, würde ihnen gefallen. Allein zu seiner großen Verwunderung feuerten die Portugiesen immer heftiger auf ihn, je näher er ans Ufer kam; die Kugeln fielen haufenweise auf das Boot. Dennoch fuhren die Unglücklichen immer fort, bis sie endlich so nahe an den Wällen des Kastels waren, daß ihnen die Kanonenkugeln nicht schaden konnten. Sie wollten nunmehr landen, und ihr Schicksal auf den guten Willen der Portugiesen ankommen lassen. Allein es wurden ganze Steinregen von den Wällen des Kastels auf sie herabgestürzt, und bald nachher sahen sie einen Haufen mit Schild und Bogen gegen das Ufer kommen. Ihr Angriff war heftig; einige von Bakers Leuten wurden von den Pfeilen verwundet. Voll Verzweiflung und ohne weitere Betrachtung ihres künftigen Schicksals stürzten sie in die See zurück, und eilten

eilten bessere Menschen aufzusuchen. Sie hatten beschlossen, ihre Zuflucht nie wieder zu den Portugiesen zu nehmen, sondern ihr Leben und Glück den Schwarzen zu überlassen. Sie segelten dreßsig Meilen zurück, und warfen Anker. Die Einwohner kamen gleich ans Boot, und Backer und seine Gefährten suchten sie durch einige Geschenke zu gewinnen. Die Nachricht von ihrer Ankunft zog des Königs Sohn herbei. Backer gab ihm sein Unglück durch Zeichen sehr beweglich zu verstehen. Er bot ihm alle Güter an, die er im Boot hatte, wenn er sie in seinen Schutz nehmen, und ihnen in einer so großen Noth bestehen wollte. Der Anführer der Schwarzen ward durch die Theänen bewegt, die allen häufig über die Wangen flossen, weigerte sich, ihre Geschenke anzunehmen, und ermahnte sie, gestroßt zu seyn. Er eilte zu seinem Vater, um seinen Willen zu vernehmen. Bald darauf kam er zurück, und hieß sie ans Land steigen.

Indem sie voll Freude und Hoffnung zum Ufer ruderten, kamen ihnen auf fünfhundert Schwarze entgegen. Nahe am Lande schlug das Boot um. Doch die Schwarzen sprangen ins Wasser, um die Ankömmlinge zu retten, und brachten sie alle glücklich ans Land. Sie erhielten auch das Boot und alles, was sich darauf befand. Einige griffen nach den Rudern, andere tauchten nach den versunkenen Sachen unter. Sie zogen das Boot ans Ufer, und überlieferten jedes Stück, das den Engländern gehörte. Und darauf eilten sie, Eswaren zu holen, und erquickten die unglücklichen Fremden, bis ein französisches Schiff sie endlich nach Frankreich brachte. \*)

Es wird nicht unangenehm seyn, noch einige Beispiele gaffredet Völker in einer andern Weltgegend zu betrachten. Seit einiger Zeit haben die Baschkiren in den entlegenen

Proo

\*) Allgemeine Historie der Reisen u. 17ter Th.  
S. 313. 317.

Provinzen des russischen Reichs angefangen, das herumziehende Hirtenleben mit dem ruhigen Feldbau zu vertauschen. Sie bemühen sich, wenigstens so viel Getraide zu seiden, als sie zur Befriedigung ihrer häuslichen Bedürfnisse nöthig haben. Indessen führen sie noch einen Theil des Jahres hindurch ihr voriges Hirtenleben. Sie ziehen mit ihrem Vieh von ihren Häusern weg, weidenreichen Gebirgen entgegen, und leben den Sommer von der Milch, die sie ihrer Herde abnehmen. Die reine und angenehme Luft der Berge, die sie genießen, stift ihnen bey der gesunden Nahrung Muth und Heiterkeit ein. Ihre ganze Verfassung hat noch die Simplizität des ersten Weltalters, die ihnen zu werth ist, als daß sie davon abweichen sollten. In ihren Sommerwohnplätzen üben sie mit Vergnügen die Gastfreundschaft. Den ankommenden Gast empfangen sie mit Händedrücken. Sodann reichen sie ihm ein von Milch gemachtes Getränk, worinn ihre vornehmste

D s      nehmste

nehmte Nahrung besteht, und das nicht ohne Gebet genossen werden darf. Sie versorgen ihn damit auf den Weg, und geben lieber den letzten Vorrath her, als das sie einen Reisenden unbeschenkt sollten weiter gehen lassen. \*)

— Unter allen Nationen unter der russischen Herrschaft sind die Botjaken am meisten als arbeitssame Arbeiter berühmt. Der Fleiß im Landbau ist bey ihnen eine Ehre, die sie mit Hitze und Nachseiferung suchen. Ihr Reichthum ist Getraide, Bienen und Vieh. Eine friedliche Gemüthsart und ein allgemeiner Hang zur Freundschaft sind wesentliche Theile ihres Charakters. Die Reisenden nehmen sie mit ganz besonderer Gütherzigkeit auf, und suchen ihre freundliche Bewillkommung auf alle Art auszudrücken. Kaum ist man bey ihnen eingetreten, so steht auch schon Honig und Brod auf

\*) Lepschins Tagebuch der Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. Aus dem Russisch. 1775. 2ter Th. S. 11.

auf dem Tische. \*) — Die Escheremissen, Eschuwasschen und Nordwinen haben dieses Gebet mit einander gemein: „Gott! segne mein Haus, daß ich Reisende aufnehmen, speisen und erwidern könne!“

Selbst Nordens rauheste Gegenden werden von dem milden Lichte der Gastfreundschaft erwärmt. Die Betrachtung der wilden Natur ringsumher und des unbarmherzigen Himmels, der über ihn herabhängt, kann schon allein den gutartigen Isländer zum Mitleiden gegen den Reisenden mächtiger antreiben. Die tiefe Einsamkeit, worinn er begraben liegt, und die Seltenheit des Anblicks einer fremden Gestalt, geben dem allgemeinen Trieb zur Geselligkeit, sobald er erregt wird, bey ihm einen sätzbarenen Reiz. Er ist, so weit er entfernt liegt, so selten ihm auch die Freude zu bewirthen geöhnt

\*) Rutschlow Tagbuch seiner Reise durch die Provinzen des russischen Reichs. Aus dem Russischen. 1774. S. 173.

gänzt ist, nicht weniger, als die Ethne einer mildern Natur, zur Waffreundschaft aufgelegt. In den meisten Häusern in Island ist noch jetzt ein besonderes Zimmer zur Aufnahme der Fremden bestimmt. Auf den Landwegen sogar gab es vormals in Wester-Island verschiedene freye Herbergen, die von wohlthätigen Personen errichtet und unterhalten wurden. Dvo solcher Herbergen führt Dlassen \*) als Besondere Beyspiele an; sie waren von vornehmen Frauen gestiftet, und hatten einerley Einrichtung. Immer stand Essen auf dem Tische, welches Reisende frey genießen konnten; die Matronen saßen selbst vor den Thüren, und abthäten alle, welche vorbeireisen wollten, abzuliegen und Erfrischungen zu nehmen. Vornehme Männer gaben ein gleiches Beispiel. Sie verließen ihre verdeckten Dertter, mo wenige an ihren Gutthaten Theil nehmen konnten,

und

\*) Dlassens Reise durch Island u. Aus dem Dänisch.  
1774. 1ter Th. S. 195.



und baueten an den steyren Landwegen ihre Hütten, auf welche die Reisenden nothwendig stossen mußten, und wo sie mit Speise und Wärme erquicht wurden. — Duthier, der mit Rauptuis und andern Mitgliedern der französischen Academie nach Norden reiste, versichert, \*) daß die Saffersucht durchgängig in ganz Lappland ausgeübt wird. „Wenn die Bedürfnisse einer Ruhe, sagt er, oder die Furcht vor bösem Wetter uns nöthigte, in ein Haus zu gehen; so eilte der Herr, wenn wir gleich keinen Dolmetscher bey uns hatten, uns ein Zimmer zu eröffnen, welches nur für die Fremden bestimmt war, und blieb vor uns stehen und sah uns an. Seine Familie versammelte sich um uns herum; jeder bezeugte einen Eifer, uns zu dienen. Man zündete geschwind ein Feuer an, und man brachte uns, ohne daß wir es merkten, was man an Speise vordrithig hatte.“

Diese

\*) Allgemeine Historie der Reisen x. 1711. B. 1. S. 246.

Diese in zuverlässigen Quellen selbst aufgesuchte und noch nicht allgemein bekannte Beispiele, womit wir uns vorerst begnügen, geben einen hinreichenden Beweis, daß die Neigung zur Galtfreiheit der unverderbten menschlichen Natur nicht fremde ist. Da sie, nicht ohne Vorbedacht, aus Völkerschaften, die gar nicht mit einander verwandt sind, und aus verschiedenen Himmelsgegenden ausgehoben sind; so werden sie dadurch ohne Zweifel in den Augen unverblendeter Richter ein Gewicht mehr erhalten. Sie zeigen, daß der Mensch, der Natur überlassen, gut ist, wenigstens viel besser ist, als Nationalhaß, Vorurtheil und Aberglauben ihn vorstellen.

## 5.

**E**s ist keine Neigung in der menschlichen Natur allgemeiner, „als der Haß gegen Fremde.“

Dieser Satz ist befremdend, er ist es noch mehr nach der Menge von Beispielen, die wie

von dem Gegentheil aufgestellt haben. Wenn irgend ein leichter Kopf ihn hingeworfen hätte, aus Unbedachtsamkeit oder aus einer gewissen Eitelkeit, etwas Paradoxes zu sagen; so würde man ruhig vor ihm vorübergehen, und ihn seinem Schicksal überlassen können. Aber es ist der Satz eines Philosophen, der durch Beobachtung, Scharfsinn, Weltkenntniß und Entdeckungsgeist verehrungswürdig ist, dem Verdienste eine allgemeine Hochachtung und eine Stelle unter den besten Schriftstellern unsers Jahrhunderts erworben haben. Es ist ein Satz, dem er in einem wichtigen Werke einen eigenen Platz zur ausführlichen Befätigung widmet, den er für ausgemacht hält. Home ist es, der es sagt, \*) und der gehört zu werden verdient. Ehe wir demnach einen Schritt weiter vorrücken können, sind wir genöthigt, diesen Satz aus dem Wege zu wälzen.

Den

\*) Versuche über die Geschichte des Menschen. Aus dem Engl. 1774. 1ster Th. S. 19. 20. 415. u. f. w.

Bei der ersten flüchtigen Betrachtung desselben wird man gleich empfinden, wie hart, wenn seine Nichtigkeit erwiesen wäre, wie hart das Verfahren der Natur gegen den Menschen gewesen seyn müßte. Ein Haß gegen Nebenmenschen, die keinen andern Fehler haben, als daß sie nicht zu unserm Stamm, zu unsrer Nation gehören — ein Haß, der allgemein wäre, oder doch die meisten Völkerschaften des Erdbodens beherrscht — ein Haß, der von der Natur selbst eingepflanzt, der in der Einrichtung des menschlichen Wesens gegründet wäre — dieser Haß ist nicht bloß hier und da einem Menschen, sondern ganzen Nationen als ein Naturtrieb eingestößt — welche Gesandtheit von dem Vater der Natur würde nicht eine solche Einrichtung seyn, wie widersprechend mit allen seinen übrigen Anordnungen voll Weisheit, so weit wir sie kennen, wie nachtheilig der Bestimmung edler Geschöpfe, die bey Instinkten und Gefühlen auch die Vernunft zum Eigenthum erhalten haben!

Wenn

Wenn die Bestimmung solcher Geschöpfe und von einem solchen Urheber keine andere, als Glückseligkeit, seyn kann; so muß die ganze Einrichtung ihrer Natur dieser Bestimmung gemäß seyn, so kann allgemeiner Haß gegen andere Menschen eben so wenig natürlich seyn, als das Laster überhaupt in diesem Verstande natürlich ist. Der Mensch soll glücklich seyn, Er kann es aber nie ganz, ohne andere Menschen, seyn. Kein Thier ist ohne Geselligkeit so unglücklich, als der Mensch es seyn würde; kein Thier ist durch Geselligkeit so glücklich, als der Mensch es seyn kann. Die Natur gab ihm den Trieb der Geselligkeit und der Sympathie, um ihn mit seinen Nebenmenschen zu vereinigen, und durch diese Vereinigung ihm mehr Veranlassung und Hülfe zur Entwicklung seiner Fähigkeiten und Gefühle zu verschaffen, seinen Fortgang zum gestifteten Zustande, zur Ordnung, zur Liebe des Wahren und des Guten, zu jeder Art der Vollkommenheit zu be-

schleunigen, und ihn durch die Empfindungen zu veredeln, die Mitleiden, Freundschaft, Guts thätigkeit und jede andre gesellige Tugend gewöhnet. Es kann demnach so wenig der Wille der Natur seyn, daß ein Mensch den andern, eine Nation die andre haßt, daß sie sich viele mehr wider einen solchen Haß durch die Triebe der Geselligkeit und der Sympathie laut genug erklärt hat. Wenn indessen ein Haß mancher Stämme und Völkerschaften gegen einander da gewesen oder noch da ist, so ist er wider die Absichten der Natur entstanden, durch zufällige Veranlassungen, welche die Triebe der Geselligkeit und Sympathie unterdrückten. Er ist also nicht als Naturtrieb anzusehen, so wenig als er jemals ganz allgemein gewesen ist.

Man weiß es ohne unsre Erläuterung, wie theils der äußerste Stand der Wildheit jede gesellige Tugend erstickt, theils wie, unter den Gährungs der Entstehung und ersten Bildung der Gesellschaften, Haß und Widerwillen und

Verachtung sehr leicht ein Volk gegen das andere einnehmen, und besonders während ihrer Kriege eine Zeitlang fortdauern können. Allein wie wenig läßt sich aus solchen einzelnen und vorübergehenden Zuständen eine allgemeine und feststehende Behauptung von der ganzen Menschheit ziehen.

Hume scheint in seinem Werke mehr die Absicht zu haben, zu seinen von den Menschen angenommenen Grundsätzen Beweise und Festigung aus der Geschichte aufzusuchen, als wahre Grundsätze, die Resultate von Beobachtungen und Vergleichen aus der Geschichte wären, vorzulegen. Weil er also erst sehen mußte, daß die Geschichte seinen zu willkürlichen Sätzen widerspricht, so sucht er, indem er den Widerspruch zu heben sucht, zuweilen von einer Verwirrung in die andere. Der Haß gegen Fremde, sagt er, \*) macht ein Stück unsrer Natur aus; er herrscht unter einzelnen

\*) S. 410.

Personen im Privatleben; er kennt zwischen benachbarten Stämmen; er ist sogar in der Kindheit sichtbar. Gleichwohl erblickt Home wieder so redende Beispiele der Feindseligkeit, Freundschaft und Gastfreundschaft selbst ganz roher Völker gegen Fremde, daß er sich nicht wenig in Verlegenheit gesetzt fühlt. Er sucht sich zu helfen.

Die Beispiele der Gastfreundschaft, die er ohne genaue Anzeige der Quellen anföhret, \*) sind beweisend genug, ob es gleich nur wenige und nicht durchgängig die erheblichsten sind. Da sie indessen doch immer eine neue Bestätigung unsrer Sache enthalten, so würden wir sie für unsern Vortheil ergreifen können, wenn wir bey dem Ueberfluß andrer Beispiele einen solchen Behelf nöthig hätten. Alles aber, was Home in ihnen findet, ist dieses, daß er einigen Stämmen Feindseligkeit und Gastfreundschaft zuschreiben muß, wodurch sie sich von der großen Menge

\*) S. 10 = 14. S. 422.



Menge der Nationen des Erdbodens unterscheiden. Sie sind, wie er behaupten will, bloße Ausnahmen von der allgemeinen Regel. Wenn indessen hier die Entscheidung von der Anzahl der historischen Beweise abhängen soll, so kann es nicht schwer seyn, durch Vorführung einer weit größern Menge von Völkern, die von keinem Haß gegen Fremde wissen, die vielmehr die Gastfreundschaft gegen sie ausübten, ein Uebergewicht zu gewinnen. Die noch immer sehr wenigen Beispiele von Abneigung gegen Fremde, die Home anführt, \*) sind in der That nicht so wichtig, daß sie für seinen Satz beweisen; vielmehr beweisen sie zum Theil etwas ganz anders, als was er sie beweisen lassen will.

Die Beispiele von gastfreien Völkern, die er als Ausnahmen von der allgemeinen Gesinnungsart der menschlichen Natur ansieht, scheinen ihm so unerklärbar, daß er seine Verwunderung nicht genug bezeugen kann. Es ist ein

\*) E. 416. n. f. m.

sonderbares Phänomen, sagt er, \*) daß die Einwohner entsepter Inseln, die von der übrigen Welt so sehr abge sondert sind, keinen Widerwillen gegen Fremde haben, sondern vielmehr den ersten, die sie wahrscheinlicher Weise sahen, die größte Liebe und Wohlge wogenheit erzeugten. Es ist vergeblich, wenn man hier vom Klima reden will, weil man in allen Gegenden einen Haß gegen Fremde findet. Es ist kein anderer Weg, die entgegen gesetzten Sitten gastfreier und ungastfreier Völker zu erklären, als daß sie von verschiedenen Gattungen und Stämmen seyn müssen.

Auf alles dieses läßt sich noch immer antworten. Außer den Trieben der Geselligkeit und der Sympathie, konnten Neugierde und andre Neigungen die Insulaner zur freundlichen Aufnahme solcher Geschöpfe, die ihnen ähnlich waren, und von welchen sie nichts zu befürchten glaubten, leicht willig machen; auch konnte

\*) C. 24. 35.

könnte allerdings das glückliche Klima, z. B. auf Stabilität, das Heiterkeit des Geistes und Milde der Gefühle befördern hilft, daran einen Antheil haben. Nichts aber ist mehr unerwartet und weniger beleidigend, als daß eine Verschiedenheit der Abstammung, zu welcher Home seine Zuflucht nimmt, den Grund zur Erklärung dieser Erscheinung hergeben soll. Wenn man nicht läugnen kann, daß mit der menschlichen Natur gesellige und sympathetische Triebe verknüpft sind, daß sie bald mehr, bald weniger Auswickelung und Stärke gewinnen, aber auch einer Unterdrückung und Einschränkung unterworfen seyn können; so bleibt ein gerader, und wie es scheint, richtiger Weg offen, die Aeufßerungen sowohl als die Zurückhaltungen der Gastfreundschaft zu erklären. Was beim Home Ausübung seyn soll, ist nichts mehr und nichts weniger als Verschwendung. Es erklärt nicht das, was erklärt werden soll, und läuft außerdem auf eine bloße Voraussetzung

hinaus, die zu wenig Grund hat, als daß sie eine Aufnahme zu erwarten berechtigt würde.

## 6.

Furcht ist gewöhnlich die erste Bewegung der Wilden bey dem Anblicke der Fremden, die gerichtet an ihren Gefahren landen. Die Ungewißheit wegen ihrer Absichten, das Gefühl der Schwäche oder der zur Vertheidigung noch nicht abgemessenen Kräfte, die Erinnerung erlittener Feindseligkeiten, alles dieses rechtfertigt jene Bewegung. Die Geschichte zeigt indessen, daß die Wilden zuweilen nichts von Furcht wußten, es sey aus tiefer Dummheit und Schwäche des Geistes, oder aus einer glücklichen Unwissenheit, daß Menschen Menschen beleidigen können. Wie gut wurden nicht die Spanier von den Wilden in Amerika aufgenommen! Sie kamen ohne Waffen ans Ufer. Sie brachten voll Vertrauen und Runterkeit ihre Früchte. Sie setzten die Spanier auf ihre Schultern, um sie

ans

ans Land zu bringen. Männer, Weiber und Kinder eilten, ihnen Lebensmittel zuzutragen.

Aber wie viele Ursachen hatten sie zu fürchten, nachdem die Spanier den Anfang ihrer unerhörten Grausamkeiten gegen sie gemacht hatten. Das Gemälde von der Tyranney und Wuth der Spanier in der neuen Welt ist zu schrecklich, als daß ein menschenfreundliches Auge den Anblick desselben lange aushalten könnte. Ueberall Könige vom Thron geworfen, ihre Unterthanen ermürgt, ihre Staaten sich zugeeignet, die entschlichsten Beleidigungen des Naturrechts, unterdessen daß man in Europa mit Werken der christlichen Liebe ein Gepränge machte. Ueberall das Eigenthum schuldloser Menschen geraubt, ihre Hütten umgefärzt, ihre Gelder verbrannt, ihre Lebensmittel verheert. Ueberall Ketten, Krankheit und Hunger ausgebreitet; die Ufer des Meeres mit dem Blute frommer Völkerschaften gefleht; die Wälder voll Leichname von Weibern und Kindern, zer-

rissen von Hunden, welche die rechtgläubigen Spanier auf sie loshegten. Tausende haben sich in der Verzweiflung selbst das Leben genommen; Mütter haben in einer von Rache und Mitleiden vermischten Wuth ihre Kinder an der Brust getödtet, um ihren Henkern nicht das grausame Vergnügen zu lassen. Dieser Spanier eigener Landsmann, der rechtschaffene und berühmte Bischof Las Casas, der lange ein Augenzeuge ihrer Exoranden gewesen war, warf ihnen vor den Augen der ganzen Welt vor, daß sie funfzehn Millionen Indianer umgebracht hatten. Man wagte es nicht, ihn einer Uebertreibung zu beschuldigen, und mußte es leiden, daß seine Schrift der Nation ein Brandmal eindrückte, das keine Zeit jemals vertilgen wird. Welches gesittete Volk in Europa würde nicht durch solche ungeheure Grausamkeiten zur Rache und Wuth hingeworfen seyn? — Der schmutzige Geiz und die Härte, welche die Holländer in ihren Besitzungen ausübten, sind überall besannt.

kannt. Und die Nation, die ihrer sanftern Empfindungen wegen so berühmt, ihrer Sitten wegen so liebenswürdig ist, welche Abscheulichkeiten begehrt sie nicht auf den Inseln Frankreich und Bourbon, Abscheulichkeiten, wo von ihr eigener Vagdsman, der menschenfreundliche St. Pierre, noch vor nicht langer Zeit ein so niederschlagendes Gemälde aufgestellt hat. \*) Selbst die alten Engländer haben es auf ihren Reisen um die Welt nicht an Gewaltthätigkeit und Blutvergießen fehlen lassen, sehr unterschieden von den Menschenfreunden, die zuletzt die Südsee besetzten, und den Insulanern, bey welchen sie gelandet hatten, Saamen zu Getraide und gesunden Pflanzen, nützliche Thiere zur Zucht, hinterließen. — Zorn und Rache, sagt man, sind bey den Wilden herrschend. Aber Zorn und Rache, die ohnedies den Wilden nicht mehr ungesellig, als den gesitteten

\*) Reise eines Königl. Franz. Officiers nach den Inseln Frankreich und Bourbon u. 1774. S. 146 u. 151.

sitteten Europäer machen, werden durch empfangene Beleidigungen gereizt. Und welche Beleidigungen sind unverschuldeter, grausamer und anhaltender gewesen, als diejenigen, welche die Europäer in der neuen Welt ausgeübt haben?

Die Grausamkeit, worüber man die Wilden anklagt, ist sehr oft eine Folge von den Verbrechen der Europäer, die sie geüben, und der Tyranney, die sie von ihnen erdulden müssen, gewesen. Denn es ist doch wohl undenkbar, daß Grausamkeit der Natur des Menschen zufällig ist, und von äußerlichen Ursachen, von harten Bedürfnissen, durch Gewohnheit u. s. w. entspringt. Und die Wilden, die sich zuweilen der Grausamkeit gegen Europäer überlassen, waren fast immer in dem Fall der Vertheidigung, der eine Ueberschreitung der Gränze eher entschuldigt und noch ihrer Meinung selbst zu rechtfertigen schien. Sobald die Nothwendigkeit der Vertheidigung aufhörte, und die Hoffnung des Friedens



Friedens sich ihnen näherte; so fiengen sie auch an, ihr Herz den sanftern Bewegungen des Vertrauens und der Freundschaft zu eröffnen. Aus hundert Beispielen, die diese Bemerkung bestätigen könnten, dürfen wir nur die Neuseeländer betrachten, die unter einander einen leutseligen Umgang unterhalten, aber wegen ihrer Wildheit und ihres Betragens gegen Feinde so berüchtigt sind. „Sollte sich indessen, urtheilt Kapitain Cook, \*) der sie vor einigen Jahren besuchte, je ein Pfanzvolf unter ihnen niederlassen wollen, so würden ihm nicht nur die Verfassungen und Umstände dieser armen Leute, sondern auch ihre Gemüthsart ungemein zu statten kommen. Ihrer Lage wegen bedürfen sie Schutz; ihrer Gemüthsart nach kann man sie sich durch Güte sehr ergeben machen. Und wenn sich auch allensfalls Gründe anführen ließen, daß man Völker, die durch die Freugeselligkeit

\*) Geschichte der Entdeckungen und Entdeckungen im Südwesten 10. 3ter Th. S. 39. 40.

bigkeit der Natur im üppigen Aufstiege leben, nicht aus ihrem ungefüllten Zustande herausziehen müsse; so könnte doch dieses hier nicht gelten. Vielmehr würde eine bürgerliche Verfassung ohne Widerrede ein unschätzbarer Segen für solche Leute seyn, gegen welche sich die Natur so farg erwiesen, daß sie ihnen weiter nichts, als nur den nothdürftigsten Unterhalt des Lebend, bargebracht hat, und die gezwungen sind, sich unter einander beständig aufzureiben, wenn sie nicht vor Hunger sterben wollen. Da diese Leute einmal des Kriegs gewohnt und geneigt sind, jeden Fremden für einen Feind anzusehen; so waren sie auch stets bereit, uns anzugreifen, wenn sie nicht durch unsre augenscheinliche Ueberlegenheit in Schranken gehalten wurden. Anfangs mußten sie von keiner andern Ueberlegenheit, als die in der Anzahl besteht; und so oft sie diese auf ihrer Seite hatten, hielten sie alle unsre Bemühungen, ihnen Wäde zu bezeugen, bloß für Beweise unsrer Burchsamkeit, und

und für Kunstgriffe, wodurch wir sie zu täuschen und uns selbst zu retten gedachten. Sobald sie aber durch die abgeänderte Wurfung unsers nur mit Schrot geladenen Schießgewehrs überzeugt worden, daß wir ein großes Uebergewicht über sie hatten, und nachher auch fanden, daß wir uns desselben bloß zu unsrer Vertheidigung bedienten; so sahen sie bald ein, daß wir außer unsrer Macht auch wirklich geneigt waren, Güte gegen sie auszuüben. Und sobald diese Erkenntniß erst bey ihnen bewirkt war, wurden sie auf einmal freundlich und selbst liebreich. Sie setzten das unumschränkste Vertrauen auf uns, und thaten alles, was uns nur veranlassen konnte, gegenseitig ein gleich großes Vertrauen auf sie zu setzen. Auch ist es merkwürdig, daß, sobald nur ein gegenseitiger freundschaftlicher Umgang zwischen uns und ihnen zu Stande gebracht war, wir nur sehr selten Ursache hatten, uns über Betrug und Diebstahl von ihrer Seite zu beschweren. Vorher aber, und so lange sie

uns

und noch als Feinde betrachteten, die nur an diese Küste kämen, um sich an ihnen zu bereichern, trugen sie freilich kein Bedenken, es durch das erste und beste Mittel eben so auf unsre Kosten zu machen; und wenn sie den Gegenwerth für eine Sache, die sie seit boten, empfangen hatten, packten sie oft so wohl das Verkaufte, als auch den Kaufpreis, mit aller Gelassenheit zusammen, als ob es eine rechtmäßige Beute wäre, die sie Leuten abgenommen hätten, welche selbst nur aufs Plündern ausgegangen waren.<sup>66</sup>

Der berühmte Dampier, der kein tollkühner Wageheld, sondern ein Mann von vieler Schutzsamkeit und Beobachtungsgeist war, der so viele wilde Nationen auf den Inseln gesehen hatte, machte die Bemerkung: „es gebe kein Volk auf der Erde, zu dem er sich scheuen würde unbewehrt und allein zu treten, wosfern es nur nicht vorher von einem aus seiner Gesellschaft ohne Ursache wäre beleidigt worden.“<sup>67</sup>

Eben

Eben so pehnt die Verschuldigung der Wilden wegen ihrer Dieberey gegen Fremde viel, wenn man sie nur mit etwas weniger Partheylichkeit, als gewöhnlich ist, und etwas mehr Rücksicht auf ihre Lage beurtheilt. Es kann ihnen wenigstens nicht unbillig scheinen, sich an Unbekannten, die ohne Vorfrage und Erlaubnis in ihr Eigenthum einfallen und wegnehmen, was ihnen gefällt, durch kleine Entwendungen wieder zu entschädigen. Ihre Bedürfnisse sind zuweilen sehr dringend, und, bey ihren geringen Begriffen von Recht und Unrecht, können sie nicht lange Berathschlogung über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit der Mittel anstellen, diese Bedürfnisse zu befriedigen. Unwissenheit und Neugierde vereinigen sich nicht selten, den Werth einer unbekanntem Sache in ihren Augen zu vergrößern; sie entbrennen gleich, sie in ihren Besitz zu bekommen. Und da ihnen der Weg der Verträge nicht allemal bekannt ist, da sie von dem Erfolg einer Unter-

8

handlung

handlung nicht versichert, oder um ihn abzuwarten zu ungeduldig sind, so scheint der erste glückliche Griff, der ihre Wünsche befriedigt, ihnen auch der beste zu seyn. Jedem trifft man viele Beispiele an, daß die Oberhäupter der Wilden, wenn sich die Europäer über eine Entwendung beschwerten, nicht bloß den Thäter zu entdecken suchten, sondern ihn auch zu bestrafen. Doch man kann sich über die Neigung der Wilden zur Dieberei, worüber verschiedne Reisende klagen, nicht nachdrücklicher erklären, als durch das, was der Verfasser des Tagebuchs der neuesten Reise um die Welt \*) darüber sagt, indem er von den Inseln in dem Südmeer redet. „Es ist nicht sehr natürlich, sagt er, wenn ein Volk eine Gesellschaft von Fremden kommen sieht, die ohne Auftrage seine Wälder niederhauen, seine Früchte einzusammeln,

\*) Tagebuch von Captain Cook's neuester Reise um die Welt und in die südliche Hemisphäre u. S. S. 39. 42.

sammeln, sein Vieh wegschleppen, mit einem  
 Worte nehmen, was sie nöthig haben, daß die-  
 ses Volk mit den Fremden eben so wenig Um-  
 stände macht? Und wenn dies strafbar ist, wer  
 hat die meiste Schuld, der Heide oder der  
 Wilde? Der, welcher ein Beispiel giebt, oder  
 der, welcher ihm folgt? Vielleicht ist der Hang  
 zur Dieberey unter ihnen lange nicht so mäch-  
 tig, als er unter uns ist, wo die darauf gesetzte  
 Strafe die härteste ist, und dennoch die Schres-  
 ken des Todes seinem Ausbruch nicht Einhalt  
 thun können. Warum wollen wir denn dem  
 Wilden die Dieberey vorwerfen? Vielleicht  
 weil er in andern Stücken den Christen durch  
 sein unschuldiges Leben beschämt; oder sollen  
 alle seine andern Tugenden dadurch ausgelöscht  
 werden, daß er ein Vasser mit den Christen ge-  
 mein hat? Aber eben dieses Vasser, wenn es  
 unter den erwähnten Umständen ein Vasser zu  
 nennen ist, war leicht zu verhindern. Die  
 Bedingungen des Handels waren ihnen nicht

sobald bekannt gemacht und von ihnen begriffen worden, so hielten sie sie auch an ihrer Seite unverbrüchlich. Für ein Weib gaben sie ein Schwein, und für einen Nagel einen Kapaun. Der Fremde hatte gewiß nicht Ursache, sich über den Euländer wegen Erpressung zu beklagen, oder ihm einen bösen Namen zu machen, da er ihm alles, was er brauchte, auf die leidlichsten Bedingungen zustimmen ließ. Aus der Erzählung unsrer Tagebücher, und aus dem Bericht aller vorigen Reisenden erhellet, daß die Einwohner der südlichen Inseln, sobald sie beruhigt waren, daß die Europäer ihr Land nicht in feindseliger Absicht übersallen wollten, nicht nur alles willig an sie vertauschten, was sie am meisten zu verlangen schienen, sondern sie auch noch mit Geschenken von den besten Sachen, die ihr Land hervorbrachte, überhäuften. Sondern die brittischen Reisende Widerstand, so war es ihrem fürchterlichen Aussehen und der Besorgnis der Einwohner, daß



daß sie böse Absichten hatten, zuzuschreiben. Als diese Beforgnisse einmal gehoben waren, so hörten alle Vorurtheile von selbst auf.“ — Nichts ist, ich gesteh es, sonderbarer, als daß die Europäer so sehr über die kleinen Diebstehen der Wilden schreien, sie, die Millionen aus ihren Goldgruben stehlen, Mexico, Peru und andere Reiche raubten, und um nichts zu übersehen, was die Schande ihrer Unternehmung erhöhen konnte, von Päpsten, die eben so niederträchtig als die Eroberer waren, diesen Raub für rechtmäßig erklären ließen.

Was Oviedo von St. Domingo bemerkt, gilt fast von allen Eroberungen in der neuen Welt. Die ersten Eroberer, sagt er, \*) bekümmerten sich wenig um die Sitten und Gewohnheiten dieser Insel; sie dachten fast nicht eher an die Beschreibung der Einwohner, als bis sie alles verwüstet hatten. Indessen weiß man,

\*) Geschichte von St. Domingo im 17ten B. der allgemeinen Historie der Reisen 10. S. 238.

man, daß unter den wenigen Weiszen, welche die alten Insulaner hatten, das strengste den Diebstahl betraf. Der Schuldige ward geprügelt, ohne daß jemand für ihn bitten durfte. Diese Strenge hatte nicht nur viel Sicherheit im Umgange verschafft, sondern auch die Habgucht völlig verbannt. Sie hatte die Einwohner so geneigt gemacht, einander gegenseitig zu helfen, daß die Gastfreundschaft jedem erwiesen ward, und man Bestand in jedem Hause fand, ohne da bekant zu seyn.

Wenn es in einer aufgemachten Sache noch eines Beweises bedürfte, so könnten wir hier ausfäherlich zeigen, wie sehr die Sitten der neuen Welt sich durch die Bekanntschaft mit den Europäern verschlimmert haben. Für die Freyheit und Ruhe, die sie da zerübten, gaben sie Ketten und Jammer; für das Gold, das sie da raubten, Laster. Man hat bemerkt, daß unter allen Insulanern am grünen Vorgebürge die Einwohner auf St. Nicolas am meisten

meisten der Weigung, Fremde zu bestehlen, ergehen sind; und gerade hier haben die Portugiesen, dessen Vöbel die Dieberei so eigen ist, am längsten Verkehr gehabt. Die Spanier leugnen es selbst nicht, daß sie durch ihre Grausamkeit, durch ihren unersättlichen Geiz, durch ihre listige Betrügereyen den Charakter des Peruaner sehr verderbt haben. Am wenigsten haben noch von der allgemeinen Pest der spanischen Kaiser diejenigen gelitten, welche sich in den Gebirgen verbergen. Und bey diesem Theil werden noch manche Spuren der alten Ehelichkeit und Güte angetroffen. Viele unter ihnen, erzählt Frezier, nehmen die Fremden großmüthig auf, und behalten sie lange Zeit bey sich, ohne einige Vergeltung. Ob sie gleich die Spanier hassen und verachten, so können sie doch nicht unterlassen, ihnen bey Gelegenheit viel Gutes zu erweisen. Correal sah, daß einige Creolen oft auf den Heerstrassen umherzogen, um auszuspiiren, ob sie keine arme Reisende

fende antreffen könnten. Fanden sie solche, so hielten sie sie bis an den Ort frey, wohin sie gedachten, und bezahlten auch oft ohne ihre Wissen die Fracht. \*)

Es ist gewiß, daß wir von dem Charakter mancher unkultivirten Völker viel vortheilhaftere Nachrichten haben würden, wenn die Europäer nicht so oft ihre Bekanntschaft mit Verleumdungen angefangen hätten. Man weiß außerdem, wie falsch und verkehrt zum Theil die Berichte von dem ersten Zustande der Bewohner der neuen Welt ausgefallen; wie man vor Dummheit und Aberglauben kaum noch in ihnen Menschen erkennen können; wie sehr man die Beschreibung ihrer Wildheit übertrieben, um die Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten zu rechtfertigen, die man sich gegen sie erlaubt hatte; wie oft man ihnen Laster beigelegt, wovon die bald nachfolgende Reisende keine Spure

\*) Allgemeine Historie der Reisen etc. 15ter B.  
S. 424.

angetroffen; wie wenig man endlich bey der Hitze des Eroberungsgeistes und bey der Gewinnſüchtigkeit des Handels zu richtigen Beobachtungen über die menschliche Natur geſchickt iſt. Man weiß, ſage ich, alles dieſes, und kann doch noch fortfahren, ſich unter dem Namen des Wilden nichts anders, als die ganze Rohigkeit und Väterhaftigkeit, zu denken, worauf ein nur je die menschliche Natur verſinken kann. Unterdeſſen, wenn auf den europäiſchen Schiffen Raub, Dieberey, Meuterey, Aufruhr und Mord herrſchten, ſpielten an den Gefaden, wohin ſie trieben, die Wilden mit ihren Weibern und Kindern in einer Ruhe, die eben ſo glücklich macht, als ihre Quelle; die Unſchuld des Lebens, beneidenswerth iſt. —

## 7.

So lange die Begriffe vom Feinde und vom Fremden bey rohen Völkerſchaften noch nicht getrennt waren, ſo lange war auch das Verhalten

gegen beide nicht unterschieden. Es scheint indessen zur Vermischung dieser Begriffe nur eine tiefe Barbarey verleiten zu können, ein Mißtrauen, eine Furchtsamkeit, die sich auf eine allgemeine Unfähigkeit, wahrzunehmen und zu unterscheiden, gründet. Man kann nicht ohne Verwunderung sehen, wie einige Völker so lange in dem Wahn verharren können, jeden Fremden, der ihr Land betrat, als ihren Feind zu betrachten. Wenn dieses auch der Fall bey den ältesten nordischen Völkern war, so läßt sich daraus noch nicht ganz das unbarmherzige Verfahren erklären, das sie sich gegen Unglückliche erlaubten, die ein Schiffbruch an ihre Ufer warf. Wie konnte hier die Idee des Feindes noch mit der Idee des Fremden bestehen, oder jene sich dieser zugesellen? Gleichwohl war Plünderung und Slaverey immer das Schicksal, das diese unglücklichen Fremde, die nichts weniger als Feinde seyn konnten, zu erwarten hatten. „Die Rache des Himmels“ erklärt

erkldet sich: es sind Gottlose, die das Meer von sich speyet; jede Handlung ist gegen sie erlaubt; die erzürnte Gottheit schenkt uns selbst den Raub, und fordert uns auf, ihr Gericht zu vollziehen.“ Nichts als dieser Gedanke, den nur die tiefste Barbarey und der schrecklichste Aberglaube erzeugen konnte, kann es begreiflicher machen, wie man sich zu einer so gänzlichen Unterdrückung aller sympathetischen Gefühle verhalten können. Denn nichts ist so mächtig, den Menschen aller Menschlichkeit zu berauben, als der Aberglaube. Was hätte er sonst, so raubbegierig er auch seyn mochte, mehr als den Anblick des Unglücks nöthig gehabt, um sich zum Mitleiden erweicht zu fühlen? Er hörte den Sturm toben, sahe Wellen über Wellen sich thürmen, das schwache Fahrzeug zerbrechen, hier und da Trümmern, mit unglücklichen Menschen beschwert, umhertreiben, bald sinken, bald sich wieder aus dem Abgrund erheben; das Geminsel und Todesgeschrey schlug dumpf

baumf zum Ufer herüber; jede Bedrängung, jeder Schauer der Sterbenden und der Verzweifelnden drang auf ihn zu; bloß, erstarrt, athemlos kamen hin und wieder unter den todtten Leichnamen noch einige angetrieben, in welchen die letzten Kräfte des Lebens kämpften; sie wälzten sich, so wie sie sich allmählich erholten, vor ihm im Sande, hoben die schwachen Hände empor, und ihr erster Laut war ein Gewinsel um Hülfe oder doch um Verschonung. Alles Gefühl beraubt, unerschütterlich gegen jeden Eindruck der Menschlichkeit verhärtet, fiel der Barbar über die Glenden her, riß ihnen das nasse Kleid von den erstarrten Gliedern weg, raubte ihnen das Gut, das ihnen zum Gestade nachschwamm, das ihnen selbst das Meer, so groß auch seine Wuth war, noch gönnte, raubte ihnen das Beet, das ihr Leben getragen hatte. Wer mag sich alles dieses gedenken, ohne über die Grade der Unmenschlichkeit zu erschrecken, zu welcher zuweilen

der



der Mensch schuldig gewesen? Aber wenn ein Verfahren dieser Art von der Barbaren der Zeit, die vielleicht ihre letzte Stufe erklimmen hatte, entschuldigt werden könnte; was können wir sagen, um diese unmenschliche Gewohnheit, die nachher den Namen von Strafrecht trug, in den Jahrhunderten des Lichts und des Christenthums, nicht etwa zu entschuldigen, sondern nur begreiflich zu machen, wie sie noch da so lange geduldet werden können? Vielleicht haben die neuern Zeiten nichts, das mehr die Menschheit erniedrigt, mehr die Vernunft und die Sitten beschimpft hat, als daß man das Recht, das Unglückliche auf Mitleiden und Verstand haben, gegen sie in ein Recht zur Rauberei verdrehte.

Doch wir entfernen uns von diesen niederschlagenden Scenen. Nicht überall und nicht allezeit war der Mensch so unglücklich, ein Unmensch zu seyn. Die Würksamkeit seiner edlen Naturtriebe brach oft durch die Finsterniß seines Geistes,

Geistes, durch die Keckigkeit seiner Sitten herv  
vor. Sie trieb ihn zur Anerkennung des Rechts  
eines Fremden auf Sicherheit vor Beleidigung,  
Sicherheit in einem Lande, das er ohne feinds  
selige Absicht besuchte, das er nicht gewählt  
haben würde, wenn er nicht von den Gesetzen  
oder doch von den Sitten der Einwohner  
Schutz erwartete. Man erkannte, daß es wis  
der die Vorrechte der Menschheit, selbst wider  
den guten Namen des Vaterlandes oder der  
Völkerschaft wäre, sich an einem wehrlosen  
Fremdling zu vergreifen. Man vereinigte sich,  
nicht bloß ihm keine Beleidigung zuzufügen,  
sondern ihn auch vor jeder Beleidigung eines  
andern zu schützen. Er ward als ein Mensch  
betrachtet, der nicht ohne Schande, nicht ohne  
Beleidigung der Götter, verletzt werden konnte.  
Seine Person bekam einen Theil von der Hei  
ligkeit, die den Göttern, Märdern und Pries  
tern des Landes eigen war. Man glaubte,  
daß man ihn mehr, als selbst die einheimischen  
Bürger,

Bürger, begünstigen, daß man ihn, wie Per-  
riander beim Plutarch sagt, eher als diese,  
zum Verhör bey sich kommen lassen, daß man,  
wie bey den Celten geschah, seine Ermordung  
für ein Hauptverbrechen ansehen müsse, daß  
die Klage aller Völker aufforderte, da indessen  
der Todschlag eines Eingebornen blos mit der  
Verbannung bestraft ward. Das allgemeine  
Gastrecht ward geltend.

Nichts konnte sie die Befestigung der Gast-  
freundschaft wichtiger seyn. Bey Völkern, die  
lange vor der Einführung geschriebener Gesetze  
da waren, ward dieser Mangel durch eine ge-  
meinschaftliche Verabredung oder durch Ge-  
brauch und Sitte ersetzt, die nicht leicht einer  
Veränderung unterworfen waren. Die Gaste-  
freiheit bekam, als Gebrauch und Sitte,  
eine Festigkeit, die ihr alle Kunst der Ueberzeu-  
gung, alles Ansehen des Gesetzgebers nicht hätte  
ertheilen können.

Dieses allgemeine Gastrecht, (unterschieden von dem besondern, das sich auf Verträge einzelner Personen oder Familien gründet, wie es bey den Römern galt) führten schon früh ganze Völker bey sich ein, da sie noch von der Kultur des Geistes und der Sitten weit entfernt waren. Sie führten es bey Väsern oder Gewohnheiten ein, die es zu zerstören schienen. Fremde ruheten in ihrem Schooße sicher und freundlich bewirtheet, unterdessen daß sie rings um sich her ihre Raubertzen trieben, und gegen ihre Feinde jede Grausamkeit als erlaubt betrachteten. So waren verschiedene Völker des Alterthums, besonders die Griechen, deren Gastfreuheit schon in den fabelhaften Zeiten sichtbar ward. So waren die Celtiberier, die Gallier, die Germanier, die Slaven, die nach Helmolds \*) Bericht ihre Gäste den Tag über damit bewirtheeten, was sie die vorhergehende Nacht geschlohen hatten.

Die

\*) Chron. Slav. lib. I. c. 82.

Die Celtiberier, erzählt Diodor von Sicilien, \*) sind gegen Unfechtler und gegen ihre Feinde grausam, aber gegen ihre Gäste sanftmüthig und freundlich. Allen Reisenden, aus welcher Gegend sie auch kommen mögen, bieten sie freiwillig Beherbergung an, und wetteifern unter einander in den Pflichten der Gastfreundschaft. Sie loben die, welche die Ankommende begleiten, und glauben, daß sie den Göttern sehr werth sind.

Eben so rühmt er \*\*) die Gastfreundschaft der Gallier, nachdem er vorher die Wildheit ihrer Sitten in einem düstern Gemälde vorge stellt hat. Sie laden die Fremden zur Mahlzeit, und erst wenn sie geendigt ist, fragen sie, wer sie sind, woher sie kommen. Der letzte Zug scheint eine gewisse Feinheit der Empfindung zu verrathen, der auf eine sonderbare Art mit der übrigen

Nobis:

\*) lib. V. 215.

\*\*) lib. V. 212.

Mohlgkeit dieses Volks kontrastirt, aber auch schon häufig im Homer vorkommt. \*)

Die Germanier, die Raubereyen nicht für schädlich hielten, sahen die Beleidigung der Fremden nach Cäsars Bericht \*\*) als ein großes Unrecht an. Aus welcher Ursache sie auch zu ihnen kamen, so schützten sie sie vor aller Beleidigung, hielten sie für heilig, öffneten ihnen ihre Häuser und theilten ihre Speise mit. Eben dies versichert Tacitus. Kein Volk, sagt er, \*\*\*) kann die Gastfreundschaft verschwenderischer ausüben, als die Germanier. Einen Fremden, er sey wer er wolle, vom Hause entfernen, halten sie für Unrecht; jeder nimmt ihn nach seinem Vermögen zur bereiteten Mahlzeit auf. Ist der Vorrath in einem Hause verzehret, so führen sie ihn, ohne Einladung abzuwarten und ohne Bedenken, zur Wohnung

\*) Odyss. d. 170. γ'. 69. δ'. 61. ε'. 45.

\*\*) De bello gall. VI.

\*\*\*) De moribus Germanorum.

des Nachbarn, wo er mit eben so vieler Freundschaft aufgenommen wird. Ob ein Gefangener oder Unbekannter ist, darauf wird nicht geachtet. Verlangt er bey seiner Abreise noch etwas, so wirds ihm gegeben. —

So finden wir noch jetzt Völker, die mit Rauberey und Rohigkeit der Sitten Gutthätigkeit gegen Fremde zu vereinigen wissen. Die Mainotten, erzählt der Baron von Niedesfel, \*) halten die Seeräuberey für erlaubt und üben sie eben so freymüthig aus, wie wir etwa auf die Falkenjagd ausgehen. Indessen sind sie in ihrem eignen Lande sehr ehrliche Leute; der Reisende kann sicher auf ihre Gastfreudheit rechnen. Die Häupter der Dorfschaften lassen sogar die Reisenden durch eine Wache auf den Weg begleiten.

Die Morlacken sind zum Theil durch ihre äußere Lage, zum Theil durch ihre Kriege mit

§ 2

den

\*) Bemerkungen auf einer Reise nach der Levante.

den Türken raubbegierig und grausam geworden. Außerdem hat die Nachbarerde sich gleichsam mit ihrem Blute so sehr vermischt, daß sie sich nicht ohne viele Zeit und Mühe wird aussrotten lassen. Sie halten die Rache für erlaubt, und eine alte Familienfeindschaft lauert nach vielen Jahren noch, Blut zu vergießen, wovon oft die schrecklichsten Würfungen sichtbar werden. Dennoch sind diese Korlacken von Natur dienstfertig und gutherzig; die kleinste Gefälligkeit kann sie zu der größten Dankbarkeit verbinden. Sie öffnen jedem Reisenden ihre arme Hütte, geben ihm, was sie haben, beschren niemals die mindeste Eitellichkeit, und lehnen sie, wenn sie angeboten wird, hartnäckig ab. Man trifft die Gastfreudigkeit unter ihnen eben so wohl bey dem Armen, als bey dem Reichen an. Wenn dieser ein Lamm oder einen Hammelbraten austhät, so bringe jener ein indianisches Huhn, Milch und frischen Honig. „Nicht als einmal,“ sagt der Abbe Fortis hinzu,



hinzü, \*) habe ich in der Morlachey auf diese Art den Tisch mit Leuten getheilt, die mich niemals in ihrem Leben gesehen hatten, und wahrscheinlich eben so wenig hoffen konnten, mich jemals wieder zu sehen. Man erblickt auch keinen Morlaken, der sich so weit erniedrigte, von einem Fremden, der durchreiset, Almosen zu begehren. Auf allen Reisen, die ich durch dieses Land gemacht habe, ist mir nie ein Bittning abgefordert worden. Ich im Gegentheil kam öfters in den Fall, von den armen, aber doch mit ihrem kleinen Eigenthum versehenen Hiesigen, etwas zu begehren. Und noch öfters, wenn ich ihre Felder in der schwülen Sommerhitze durchreiste, begegneten mir arme Schnitter, die freiwillig mit einer Gutherzigkeit, die mein Innerstes bewegte, mir ihre Wasserschläuche und ihren ländlichen Vorath anzubieten kamen.“

S 3

S. In

\*) Die Sitten der Morlaken. Aus dem Italien. Bern. 1775. S. 19 + 22.

In dem Morgenlande hat die Gassitenheit ihre wahre Heimat. Unter den frühen und mildern Erwärmungen der Naturliebe, unter der edlen liebenswürdigen Einfach, welche lange die Fortgänge der Ausbildung der Einwohner begleitete, that sie den wichtigsten Schritt, indem sie in einen Gebrauch, in eine heilige Sitte übergieng, die stärker als ein Gesetz ist.

In diesen lieblichen Gegenden konnten sich die sanften Empfindungen der Geselligkeit ohne Widerstand entwickeln. Den natürlichen Bedürfnissen des Menschen kam die Fruchtbarkeit des Erdbodens, die Leichtigkeit und der Ueberfluß gesunder Nahrung wohlthätig entgegen. Der frühe Anbau des Feldes, und die leichte und angenehme Beschäftigung der Viehzucht in gesegneten Gefilden, belebte die Neigung zum Frieden und zur Ruhe, die Liebe zur Gesellschaft. Die Milde und Heiterkeit des Himmels,

nies, der Genus so vieler Schönheiten der Natur rings umher, theilte dem Geiste Aufmerksamkeit und den Empfindungen Lebhaftigkeit mit. Die erste Wildheit konnte in solchen Ländern weder heftig, noch lange anhaltend seyn. Die Reizbarkeit der menschlichen Natur ward bald erhöht. Die Gefühle gaben bald so vielen mächtigen Eindrücken nach. Und die Empfindungen des Lieblichen, des Schönen und des Guten erweckten und verstärkten sich durch freundschaftliche Einwirkungen, die sie auf einander hatten.

Am frühesten erhob sich die Entwicklung und Wärfamkeit des Menschen in diesen glücklichen Erdstrichen. Die Gastfreundschaft kriegt hier in das erste Weltalter hinaus. Durch die lange und ausgebreitete Ausübung ward sie ein uralter Gebrauch, dessen Ursprung sich in der Dunkelheit der Zeiten verbirgt, eine herrschende Sitte, die sich mit dem Nationalcharakter der morgenländischen Völker vereinigt hat.

Sie ist daher im Orient durch eine Folge vieler Jahrhunderte, durch mannigfaltige Revolutionen, sich immer gleich wärtsam geblieben. Sie hat sich bis auf diesen Tag erhalten. Ohne Zweifel findet man sie in keiner Weltgegend so allgemein ausgebreitet, von einer so edlen Einfachheit, mit einer solchen Fülle von Gütherigkeit, mit einer so rührenden und einnehmenden Wärsamkeit, als im Morgenlande. Vornehmlich erscheint sie noch so bei den Arabern, Persern und Türken. Man wird hierüber einige Zeugnisse der besten Reisebeschreiber nicht ohne Vergnügen hören.

Die freie Bewirthung der Fremden, bemerkt Shaw, \*) ist bei den Arabern ein sehr alter Gebrauch. Dies ist ein Name, der bei ihnen genug ist, um einer Sache die Kraft des Befehles zu geben. „Wenn wir das Glück hatten, auf ein Lager der Araber zu stoßen,

\*) Voyage de M. Shaw &c. trad. de l'Anglois. 1743. à la Haye. Tom. I. pag. 10. 11.

so heherbergten und bewirtheten sie uns eine Nacht lang, ohne daß es uns das geringste kostete. Sobald wir bey einem Zelte ankamen, brachte uns gleich der Herr einen Napf voll Milch und einen Korb mit Feigen, Weintrauben, Datteln und andern trocknen Früchten. Dann gieng er hin, ein Lamm, einen Hammel oder eine Ziege von seiner Herde zu holen; und wenn ers geschlachtet hatte, so kochte seine Frau davon die Hälfte und setzte es vor. Die andre Hälfte ward für den folgenden Tag gebreten, und zum Frühstück oder zum Mittagessen aufgetragen.“ — Auf der Reise von Grottairo nach dem Berge Sinai stieg, so oft das Essen fertig war, einer von den Arabern, welche die Gesellschaft führten, auf den höchsten Gipfel eines Hügel, der nur in der Gegend zu finden war. Hier rief er dreymal mit lauter Stimme alle seine Brüder herbei, um mit an der Mahlzeit Theil zu nehmen; obgleich vielleicht rings umher auf hundert Meilen weit

G 5

keine

keine lebendige Seele vorhanden war. Die Araber, sagt Sharo hinzu, beobachten beständig diese Gewohnheit, um, wie sie sagen, ihre Gutherzigkeit und Gastfreundschaft, so oft sie dazu Gelegenheit haben, zu beweisen.

Ein arabischer Fürst, erzählt Pocock, \*) pflegt oft auf der Straße vor seiner Thüre zu essen, und ruft alle Vorübergehende herbey mit dem gewöhnlichen Ausdrucke: Bismillah, d. i. in Gottes Namen. Diese kommen, setzen sich nieder und sagen, wenn sie fertig sind, ihr Hamdellillah, d. i. Gelobet sey Gott! Die Araber machen keinen Unterschied unter den Personen, und nehmen Jedermann zum Essen. Durch diese Edelmüthigkeit und Gastfreundschaft unterhalten sie ihre Liebe. — Wenn jemand zu einem Araber ins Haus oder ins Zelt geht, wird sogleich Brod gereicht; hernach werden saure Milch und Gurken, wenn es die Jahreszeit ist, gebracht.

\*) Beschreibung des Morgenlandes. Aus dem Engl. 1754. 1ster Th. S. 287 + 289.

gebäckene Eier und Oel, Brod darin zu thun  
 ten, gefalzenes Käsewerk u. d. aufgetragen.  
 Die mehr bemittelten Araber legen entweder  
 eine Haut für eine kleine Gesellschaft auf den  
 Erdboden, oder, wenn die Gesellschaft stark ist,  
 einen großen, groben, wollenen Teppich über  
 den ganzen Platz, und setzen in sechs oder sieben  
 Rängen jedesmal etwa zehn Speisen rund her-  
 um auf, und ganze gebratene oder geröstete  
 Schafe und Lämmer in die Mitte. Sie neh-  
 men es sehr übel, wenn man nicht bleibt und  
 ißt, und halten es für eine besondere Bewogen-  
 heit, wenn man zu ihnen kommt, und sich un-  
 ter ihren Schutz begiebt. Es wird für eine  
 Beleidigung gehalten, wenn jemand den Caffee,  
 oder was ihm sonst angeboten wird, aus-  
 schlägt.

Wenn Fremde in ein arabisches Dorf  
 kommen, berichtet Arvicur, \*) so erkundigen  
 sie sich nach dem Menzil, einem für die Auf-  
 nahme

\*) Voyage dans la Palästine &c. p. 124 - 129.

nahme der Fremden bestimmten Ort, und verlangen den Scheif zu sprechen, der Vorsteher desselben ist. Nach der Begrüßung zeigen sie ihm an, was sie wünschen. Hierauf heißt er sie willkommen und versichert sein Vergnügen, sie bey sich zu sehen. Dann führt er sie nach dem Menzil, wo sie auch, wenn der Scheif nicht zu Hause ist, gleich abtreten und alles fordern können, was sie nöthig haben. Selten aber brauchen sie diese Weitläufigkeit. Denn sobald die Araber Fremde im Dorfe ankommen sehen, geben sie dem Scheif davon Nachricht, der ihnen sodann in Begleitung einiger Hirten oder seiner Hausgenossen entgegen geht. Er grüßt sie und erkundigt sich, ob sie nur zu Mittagessen oder lieber die ganze Nacht da bleiben wollen. Darauf besorgt er, daß seine Leute ihnen zu essen bringen, Brod, Butter, Eier, dicke Milch, Honig, Oliven, frische oder getrocknete Früchte, nachdem es der Monat giebt, und Zeit ist, zu lochen oder nicht.

Wenn



Wenn es Abend wird, und die Gäste im Dorfe übernachten wollen, so unterlassen die Frauenzimmer aus dem Hause des Scheiks niemals, Vögel, Schafe, Kammern oder ein Kalb abzuschlachten. Die Bediente des Scheiks bringen die bereitete Speise auf hölzernen Schüsseln nach dem Dinzil. Diese Schüsseln werden nicht vielen andern, worin sich alles befindet, was sie zur Bewirthung ihrer Gäste haben, auf einmal aufgesetzt, damit ein jeder nach seinem Geschmack wählen könne. Der Scheik bittet hierauf seine Freunde, sich um die Strohmattre, die zum Tische dient, herum zu setzen, und er selbst läßt sich dann neben ihnen nieder. — Die Emirs und Scheiks, welche mit besserm Hausgeräth versehen sind, schicken dem Fremden die Matrasen, Decken und Kissen. Sie halten ihn gänzlich frei mit den Bedienten und dem Zubehöre. Er muß täglich an ihrem Tische essen, und sie machen ihm allerlei Zeitvertreib mit Gesellschaft, Jagd und Spazierenreiten

reiten in den Wäldern. Sie halten einen Fremden für einen besondern Segen, den ihnen Gott zuschickt.

Hasselquist ward nicht wenig von der wohlthätigen Gastfreudigkeit der Araber gerührt. Die herrlichste Morgenröthe schien uns in die Augen, sagt er auf seiner Reise von Kairo nach den Gräbern der Numiden, \*) als der Älteste aus Abusiris uns einen Kuchen aus Wehl, Honig, Butter und Wasser zum Frühstück schickte. Die Einfachheit und die gute Absicht, womit es gegeben ward, erhöhet den Geschmack. Die Gastfreudigkeit ist die vornehmste Tugend, die den Arabern von den Tugenden ihrer Vordahern übrig geblieben ist. Wen ihnen ist es ein großer Fehler eines Hausvaters, einen Fremden weggehen zu lassen, ohne ihm etwas darzubieten. Wer hungrig ist und sie essen sieht, der kann sich sicher niedersetzen und mit ihnen essen, ohne

\*) Reise nach Palästina in den Jahren 1749-1752.  
Aus dem Spanischen. 1763. S. 24 und 106.

ohne daß er befürchten darf, es möchte übel aufgenommen werden. Ich zweifle, setzt er hinzu, ob man eine größere Bereitwilligkeit, Offenherzigkeit und Gastfretheit finden wird, als bey ihnen.

„Die Gastfretheit der Araber, erzählt Niebuhr, \*) ist von jeher berühmt gewesen, und ich glaube auch, daß die jetzigen Araber diese Tugend nicht weniger üben, als ihre Vorfahren. Wenn jemand in Geschäften an einen vornehmen Schach oder andern Herrn geschickt wird, so wird er, nach der Gewohnheit des meisten Morgenländer, während seines Aufenthalts auf Kosten desselben unterhalten, und er empfängt überdies bey seiner Abreise gemeinlich ein Geschenk. Ein bloß Reisender, der einen vornehmen Schach in der Wüste besuchen wollte, könnte vielleicht eben dieses erwarten. In den Städten aber sind Karwanserois oder andere öffentliche Häuser für Reisende. Man findet

\*) Beschreibung von Arabien. 1772. S. 46. u. f. w.

findet in einigen Dörfern von Tehama auch freie Herbergen, wo alle Reisende einige Tage umsonst Quartier, Essen und Trinken erhalten können, wenn sie sich mit der gemeinen Kost der Araber begnügen wollen, und diese Häuser werden fleißig besucht. Ich selbst bin auf meiner Reise von Bohra nach Beit el Sahih mit allen meinen Reisegefährten, Bedienten, Kameelen und Feltreibern in einem Dorfe Wancire in einer solchen Herberge gewesen. Der Schoch von diesem Dorfe, der sie unterhielt, war nicht nur so höflich, selbst zu uns zu kommen, und uns besseres Essen, als seinen übrigen Gästen, geben zu lassen, sondern er hat uns auch sogar, die Nacht bey ihm zu bleiben. Ich machte in Gesellschaft eines arabischen Gelehrten eine Reise von Beit el Sahih nach Tahate, und wußte, daß der Schoch von diesem Dorfe auch eine freie Herberge für Reisende hatte. Ich wollte aber diesem Herrn nicht zur Last seyn, sondern nahm mit meinem

Nähe

Reisegefährten, welcher die Reise meinetwegen unternommen hatte, mein Quartier in einer andern Herberge, wo ich für mein Geld zahlen konnte. Mein Gefährte kannte den Schach zwar nicht, er machte ihm aber als ein Reisender seine Aufsartung. Kaum war er wieder zurückgekommen, so kam der Schach selbst und bat, daß wir bey ihm einkehren möchten. Weil ich aber noch das Dorf besuchen wollte, und nicht Lust hatte, mein Quartier um einer Nacht willen zu verändern; so schickte der Schach uns ein gutes Abendessen. In diesen beyden Oeffern war vorher vielleicht niemals ein Europäer gewesen. Indessen kann man doch wohl aus der Art, wie ich hier empfangen ward, schließen, daß die Araber noch jetzt gastfrey und nicht weniger gastfrey gegen Christen, als gegen ihre eigenen Glaubensgenossen sind. — Die Araber nöthigen auch einen jeden, der sie bey Tische antrifft, mit zu essen, er mag Christ oder Mahomedaner, vornehm oder gering seyn.

Ich habe in den Karawanen oft mit Vergnügen gesehen, daß sogar arme Eseltreiber die Vorneehmenden genöthigt haben, an ihrer Mahlzeit Theil zu nehmen. Und wenn gleich die meisten höflich dankten, so theilten sie doch mit freudiger Miene das Wenige, was sie an Brod und Datteln hatten, mit andern, die es annehmen wollten.<sup>44</sup>

So rühmlich nach den angeführten Zeugnissen diese Gastfreundschaft der Araber ist, so sehr sicht dagegen ihre bekannte Raubsucht ab. Man sieht hier ein sonderbares Gemisch von Tugend und Laster, die sich durch sich selbst zu zerstören scheinen, und sich doch neben einander erhalten. Eben der Araber, der mit der Beute, die er einem Reisenden auf der Straße abgenommen hat, in sein Zelt tritt, empfängt und bewirtheht da einen andern Reisenden mit einer Freundschaft, die etwas ganz anders, als einen Räuber, ankündigt. Im Lager geht seine Ehrlichkeit so weit, daß er dem Kaufmann,

den er unter freiem Himmel würde geplündert haben, nicht ein Stück entwendet, sondern ihm vielmehr alles, was er ihm abhandelt, genau bezahlt. Es scheint, daß der bloße Ort hier eine Verschiedenheit in dem sittlichen Verhalten des Menschen hervorbringen könne. Das Zelt ist eine heilige Wohnung des Friedens und der Gastsfreudigkeit; die benachbarte Straße umher ist der Schauplatz des Krieges und des Raubes.

Um sich diesen Widerspruch etwas aufzuklären, verdient die Anhängigkeit der Araber an alte Sitten zuerst bemerkt zu werden. Sie lieben nichts so beständig, als Einrichtungen, Gewohnheiten und Gebräuche ihrer Vorfahren; daher die Unveränderlichkeit ihrer Lebensart durch so viele Jahrhunderte herab. Die Gastsfreudigkeit ist ein uralter Gebrauch ihrer Väter, und diese Betrachtung allein ist mächtig genug, sie zur Beobachtung derselben, so oft sie Gelegenheit haben, zu bewegen.

Die Räuberei der Araber entspringt zum Theil aus ihrer äußern Lage, die sie dazu treibt. Die echten Araber nennen sich Bedouinen, d. i. Einwohner der Wästenen. Sie wohnen in der Wüste, wie Ismael gethan, und ihre liebste Beschäftigung ist die Jagd. Sie versachten die andern Araber, die Mauren heißen, die sich in den Städten niedergelassen haben, und Landbau, Künste und Gewerbe treiben. Diese Bedouinen werden durch ihre Lebensart leicht zur Räuberei veranlaßt. Wer abgehärtet genug ist, täglich Thiere zu morden, wird auch leicht gewohnt werden, ohne viel Bedenklichkeit Menschen auf der Landstraße zu plündern. „Die Araber, versichert Ardicung, entschuldigen ihren Straßenraub damit, weil dieses das einzige Mittel zu ihrem Unterhalte sei, das ihnen nach ihrer Verjagung aus ihrem Vaterlande und nach der Verraubung ihrer Güter übrig geblieben.“ Die Räuberei, die sie demnach als notwendig betrachten, wird aus diesem



diesem Gesichtspunkt bey ihnen bald viel von ihrer Unrechtmäßigkeit verlieren. Die lange Gewohnheit verbreitet über die Begriffe von der Moralität der Handlungen allmählich eine Verdunkelung. Und dazu kommen noch die groben Vorstellungen von Ehre und Tapferkeit, die so leicht bey nomadischen Völkern herrschend werden. Die Bedouinen glauben, daß für ihren Adel sich nichts mehr schicke, als Uebung in den Waffen und Verweise des Muths, so oft sie dazu nur Veranlassung finden können. Der Charakter, den Ferguson \*) von rohen Nationen überhaupt ansieht, ist treffend für diese Klasse von Arabern, und ihnen im vorzüglichsten Verstande eigen. „Wenn sie auf Raub ausziehen, ist Ruhm ihr Hauptzweck, und Beute wird als ein Zeichen des Sieges betrachtet. Gesellschaften sind ihre Beute; der einsame Wanderer, bey welchem sie nur bloß den Ruhm

\*) Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft. S. 175.

der Edelmüthigkeit erwerben können, darf seinen Weg ungestört und unverletzt fortsetzen, oder ihm wird mit vorzüglicher Wohlthätigkeit begegnet.“

Die Anklage der Araber wegen ihrer Raubsucht leidet außerdem noch manche Ausnahme. Wo Lebensart und harte Bedürfnisse sie nicht zur Räuberey treiben, da bemerkt man auch, daß die Stämme davon frey sind. Die Turcomannen z. B. leben in Syrien und Palästina auf dem sachen Lande. Sie unterscheiden sich von den übrigen Arabern durch ihren Handel mit allerley Thieren, durch ihre Keuschheit, durch ihre mäßigere Haushaltung, und vornehmlich dadurch, daß sie nicht rauben. Den Fremden begegnen sie nicht weniger, wie die übrigen Stämme, höflich, und geben ihnen freye Wohnung und Unterhalt.

Und endlich glänzt selbst mitten unter den Räubereyen der Araber noch ihre Menschlichkeit und Keuschheit hervor, die offenbar eine edle

ehle Grundlage verräth, die durch die Macht der Gewohnheit wohl geschwächt, aber nicht ausgerottet werden kann. Sie sind selbst als Räuber noch Menschen. Sie lassen sich, sagt Arvieng, an den Kaufmannsgütern und dem Gerichte derer, die ihnen in die Hände fallen, begnügen, und gehen übrigens nicht übel mit ihnen um. — Die Araber in der Wüste, berichtet Niebuhr, \*) sind sogar dienstfertig gegen diejenigen, welche sie geplündert haben, indem sie ihnen nicht nur Essen und einige alte Stücke Kleidungen wiedergeben, sondern sie auch wohl auf ihrem Wege begleiten, damit sie nicht in der Wüste umkommen. — Einige aus der Gesellschaft des Engländers, Joes, \*\*) fielen, nachdem sie von einem Haufen Araber in der Wüste geplündert worden, einem andern Trupp in die Hände. Sie erzählten dem Schach

§ 4

ihre

\*) S. 384.

\*\*) Reisen nach Indien und Persien &amp;c. Aus dem Engl. 1775. 2ter Th. S. 7. &amp;c.

ihre traurige Geschichte, und boten um seinen Beystand. Er ward sehr gerührt, und bot ihnen alle Hülfe an, die in seinem Vermögen war. Seine eigene Weiber mußten kommen, ihnen zu dienen, die Kühe sähen, und Milch und andre Lebensmittel herbesbringen. Sobald sie im Stande waren, ihre Reise fortzusetzen, begleitete sie der Sohn des Schahs bis zu einem andern Schah, der sie auf eben die gaffere Art in Schutz nahm, und wieder mit Wache und Empfehlungen weiter brachte. Und so fehlte es ihnen auf der ganzen Reise nicht an Freunden, da ein Hause sie niemals eher verließ, bis er sie bey einem andern sicher versorgt hatte. — Wenn man, versichert

Jedes nach dem Zeugnis eines andern Reisenden, \*) auf eine Parthen räuberischer Araber stößt, und nur so glücklich ist, in ihre Zeit zu kommen, von ihrem Caffee zu trinken, oder Reis mit ihnen zu essen; so kann man wegen

\*) s. d. V. C. 37. 38.

aller Beleidigung sicher seyn. Denn es ist ein  
 unverrücklicher Grundsatz bey ihnen, Fremden,  
 mit denen sie einmal gegessen oder getrunken  
 haben, nie beschwerlich zu werden. Sie sehen  
 dies als einen Bruch der Gastfretheit und das  
 her als das abscheulichste Verbrechen an. Wenn  
 Reisende von einem räuberischen Haufen ange-  
 fallen werden, und nur einer geschwind entge-  
 gen eilt, und sich dem Schach zu Füßen wirft,  
 so kann die ganze Gesellschaft ihrer Väter wegen  
 sicher seyn. Denn sie beobachten eben so fest  
 einen andern Grundsatz, daß der, welcher zu  
 einem Mächtigen flüchtet und demüthig um Schutz  
 bittet, auch würdig ist, ihn zu erhalten. Dies  
 wird so weit getrieben, daß, wenn ein solcher  
 Bittender auch der Mörder von dem Vater,  
 Sohn oder Bruder des Schachs wäre, er doch  
 Vergebung finden würde. Und, was noch  
 mehr ist, seine Bitte wird erhört, wenn er  
 auch nicht ganz bis zu der Person des Schachs  
 herankommen kann. Er darf nur so nahe seyn,

daß er ihm einen Stecken zureichen kann, oder mit ihm auf einem Plage stehen; so ist er vor aller Gefahr einer Verraubung sicher. —

Sehr weit sind die Perser in Kultur, Lebensart und politischer Einrichtung von den Arabern unterschieden. Nach dem Zeugniß des Chardin \*) haben sie ein lenkbares und geschmeidiges Naturel, eine große Neigung zur Wollust, zur Pracht, zum Aufwand und zur Verschwendung; sie sind außerdem galant, artig, fein, wohlgezogen, aber voll Eigennus, Verstellung und Betrügerey. Gleichwohl sind sie gegen jeden Fremden voll Menschenfreundschaft. Allein ihre Gastfretheit, die sie überaus fleißig üben, ist mehr verfeinerte Höflichkeit, da sie bey den Arabern mehr natürliche mit Einfalt verbundene Gutherzigkeit ist. So gastfreundhaftlich die Perser auch gegen Fremde sind, so haben sie doch selbst eine große Abneigung

\*) Voyages en Perse et autres Lieux de l'Orient  
1<sup>er</sup> Sec. Amsterdam, 1735. Tom. 3. pag. 46.

neigung gegen das Reisen, das sie nur einem Kaufmann oder Künstler vergeben. Sie glauben, daß Talente, Tugend und Vergnügen nur in ihrem Vaterlande zu finden wären; und die Verachtung aller Reisen ist eine Ursache ihrer Unwissenheit in Ansehung anderer Nationen; sie kennen nicht einmal Geographie noch Charak-  
 ten. Indessen unterhalten sie doch in allen Gegenden des Reichs, in den Städten und auf dem Lande, öffentliche Häuser für die Reisende, wo sie umsonst beherbergt und bewirthe werden. — Tavernier \*) meldet, daß die Perser jeden, der sie bei der Wahlzeit antrifft, zum Essen einladen, und daß sie sich sehr wundern, wie die Europäer ihre Thüre verschließen können, wenn sie zu Tische gehen. Sie machen weder zwischen Stand, noch Vaterland, noch Religion den geringsten Unterschied. Der Gast, er sey wer er wolle, ist in ihren Augen

\*) Reisen in die Tärkey, Persien und Indien. Senf. 1681. S. 282.

Zugen ehrwürdig, und sie glauben der Gottheit nicht besser, als durch Beweise der Gütthätigkeit gegen ihn, zu gefallen. — Mit diesem stimmt Gmelins, \*) eines neuen Reisenden, Zeugniß überein. Es ist den Persern eigen, sagt er, gegen jedermann höflich zu seyn, und sich durchaus gastfrei zu bezeigen; sie sind ungemein freigebig, und bewirthen gerne. In den Versicherungen ihrer Freundschaft und in der Höflichkeit sind sie verschwenderisch. Sie sagen z. B. ihrem Gast, sein Platz sey bisher leer gewesen, ohne ihn habe eine dicke Finsterniß geherrscht, und nun sey eine helle Lampe aufgesteckt; sie heißen ihn hundertmal willkommen. Der Hauswirth bietet Haus und Hof, der Regent seine Provinz an, die nicht mehr ihnen zugehöre, sondern worüber der Gast allein zu befehlen habe, so als wenn alles schon lange sein

\*) Reise durch das nördliche Persien in den Jahren 1770 = 1772. S. 141. 142.



sein angeerbtes Eigenthum weder. Ihre Gastfreudigkeit erstreckt sich so weit, daß ein Fremder weder für Quartier, noch für Speise und Getränk zu sorgen hat. Da es in Persien keine Wirthshäuser giebt, so dienen an ihrer Stelle die auf den öffentlichen Landstraßen angelegten Karawan-Saraien, wo Reisende Bequemlichkeit zum Ausruhen und auch meistens ein hinlängliches Nachtlager antreffen. Gemeine Leute finden in den Städten und Dörfern Brod, Milch, Käse und Reisgrütze. Vornehmere, die mit einem Certificat des Regenten, in dessen Gebiete sie reisen, versehen sind, werden nach ihrem Stande bewirthet. —

Keine wohlmeinend, als der Perser, mehr geübt, edelmüthig, ernsthaft und feuerlich ist der Türke in der Gastfreudheit, die er aus natürlicher Gutherzigkeit liebt, und aus Pflicht seiner Religion für heilig hält.

Es gibt in der Türkei, erzählt Tournefort, \*) wenig beträchtliche Mescheten, die nicht ihre Hospitäler haben, worin Arme und Pilgrimage, von welcher Nation sie auch sind, aufgenommen werden. Viele an den Landstraßen liegende offene Herbergen sind fromme Stiftungen, worin Reisende auf Kosten des Stifters mit allerley Speise versorgt werden. Sobald man darin angekommen ist, ist jeder, er sey arm oder reich, seine Kammer einzunehmen berechtigt; hier gilt kein Unterschied der Personen; niemand darf einen andern von einem schon eingenommenen Platz vertreiben. — Man sieht auf den Dörfern vor den Hausthüren Wassertrüge zum Gebrauch der Vorübergehenden stehn. — Einige gute Muselmänner lagern sich in einer Art von Wachthütte, die sie an den Landstraßen bauen lassen, und

\*) Relation d'un Voyage du Levant &c. Amsterdam. 1718. Tom. 2. p. 47. 48. §. 4. Tome premier C. 47.

worin sie sich bloß damit beschäftigen, die Ermüdeten während der großen Hitze zu erfrischen und ausruhen zu lassen. — Der Geist der Wohlthätigkeit ist so allgemein unter den Türken ausgebreitet, daß selbst Bettler, die man jedoch überaus selten unter ihnen sieht, sich verpflichtet halten, andern Armen von ihrem Vorrath mitzutheilen.

Thevenot beschreibt unter andern ein Hospital zu Damas, das zur Aufnahme armer Pilgrimme bestimmt, und mit allen Bequemlichkeiten versehen war. Solimann, der Zwerte, bauete es, um Pilgrimme aller Nationen darin aufzunehmen. Es hatte eine Menge Gemächer, die alle bequem und artig angelegt waren. Täglich ward eine große Anzahl von Speisen, und selbst während der Fasten, gekocht, die man unter diejenigen, die sich meldeten, austheilte, sie mochten von einer Religion seyn, von

<sup>\*)</sup> Voyages de M. Thevenot. Paris. 1689. Part. 2. pag. 67.

von welcher sie wollten. Thevenot erwähnt selbst einiger Hospitäler, als mitleidiger Einrichtungen für kranke Thiere. \*)

Die Kans, Karwanserajs \*\*) u. s. oder öffentliche Häuser der türkischen Gastfreundschaft breiten sich durch das ganze Reich aus. Sie sind schon so oft beschrieben worden, daß wir bloß noch die Nachricht eines neuen Reisenden \*\*\*) aufnehmen. Es sind, sagt er, große Gasthöfe. In der Mitte des Hauses ist ein viereckichter Hof, der von Gebäuden umgeben ist. Ein großer bedeckter Gang geht um alle Gemächer, die mit Zahlen bezeichnet und mit Kuppeln bedeckt sind. Jeder Reisende ohne Unterschied wird in diesen Kans aufgenommen, und darf nichts für seine Stube und das Aufheben

\*) Voyages de M. Thevenot. Part. 3. pag. 33.

\*\*) Abbildungen von Karwanserad in Persien, moos die türkischen nicht viel unterschieden sind, findet man in Cornelis de Bruins Reizen Soc. Anspreken 1711. Tafel 62. 108. 112.

\*\*\*) Niedefels Reise nach der Levante, S. 26. u. 312.

haben seiner Sachen bezahlet. Dieses sind meistentheils fromme und wohlthätige Stiftungen reicher Privatpersonen, und selten macht die Regierung dergleichen Einrichtungen. — Jeder Arme, sagt Niedeser hinzu, kann sich auf das Mitleiden der Reichen, jeder Reisende auf die Gastfreundschaft der Häuser, zu denen er sich wendet, verlassen. Er kann ohne Unterschied in dem ersten Dorfe, das er auf seinem Wege antrifft, essen und schlafen.

In der That athmet hier alles den Geist der Wohlthätigkeit und der Gastfreundschaft. Man trifft nicht bloß in den Städten und Dörfern, sondern auch in den Feldern, an den Heerflößen und Wegen durch die Berge, viele Brunnen an. Diese sind größtentheils nützliche Schenkungen von Menschen bey ihrem Leben, oder durch Vermächtnisse nach ihrem Tode gestiftet. Die Fürsten sehen solche Stiftungen als verdienstlich an, und gehen, wenn sie getrunken oder ihre Abwaschungen verrichtet haben, selten davon, ohne

den Namen und das Andenken des Stifters zu segnen. Die Natur des Landes und die Hitze des Klima macht solche Brunnen für den dürstigen Wanderer noch erquickender. \*)

Selbst die im Morgenlande zerstreuten Klöster üben die Gastfreundschaft weit mehr aus, als die abendländischen. Sie sind die gewöhnlichen Zufluchtsörter des Fremden, der sonst nicht unterkommen kann, und eröfnen sich jedem, wie besonders Poccoche an verschiedenen Stellen bemerkt.

Ueber diese Gastfreundschaft des Orients und besonders der Türken kann man nicht richtiger urtheilen, als der berühmte Wood, dessen Bemerkungen hier noch eine Stelle verdienen.

„Es ist, sagt er, \*\*) in den Gedanken des Morgenlandes nichts, das die Völker von einer lebenswürdigeren Seite sehen ließe, als die

\*) Chandelers Reisen in Kleinasien. Aus dem Engl. 1776. S. 27.

\*\*) Ruines de Balbec. London. 1757. S. 4.

die Art, wie sie die Pflichten der Gastfreundschaft erfüllen. Zu allen Zeiten hat man die Strenge des Despotismus durch diese Tugend gemildert gesehen. Der Himmelsstrich, unter welchem sie am nöthigsten ist, ist auch zum Glück der, wo sie am meisten blühet. Die Großen vergessen den Stolz, wozu die Macht verführt; sie zeigen den Fremden, die sie bey sich aufnehmen, eine gewisse Würde, die von der sanftesten Keuschigkeit gemildert und überaus fähig ist, Erkenntlichkeit und Ehrfurcht einzubösen, Gesinnungen, die sonst wenig in einem Lande bekannt sind, wo die Geringern so oft fürchten und so selten lieben lernen. Der Salz ist ohne Zweifel eben so sehr das Wasser des morgenländischen Klima, als die Gastfreundschaft die Tugend desselben ist. Aber wir müssen bemerken, daß wir nur Personen, die in Ansehen und öffentlichen Bedienung stehen, von dieser schmerzlichen Neigung angesteckt gefunden, und daß bloße Privatpersonen uns Beweise der stärksten Groß-

muth gegeben haben. Ein Kaiser, das aus der Natur der Regierungsverfassung entspringt, muß nicht dem Charakter der Völker zugeschrieben werden. Alle öffentliche Aemter werden mit einer schädlichen Eigennützigkeit, die alles feil hat, verwaltet. Das Verderben bildet eine zusammenhängende Kette. Es fängt bey dem Großvizier an, geht, ohne unterbrochen zu werden, dem Geist des Despotismus folgend, immer fort, und endigt sich nicht eher, als bey dem Elenden, der zu schwach ist, um sich Genugthuung zu verschaffen.“ — „Verstellung, das Kaiser des Orients, Gassireheit, die Tugend desselben, sagt eben dieser Britte an einem andern Orte, \*) werden so lange dort herrschen, als Despotismus in diesem Theile des Erdbodens die gewöhnliche Regierungsform bleibt. Bey einem so unglücklichen Zustande der bürgerlichen Verfassung ist es einiger Trost, daß

\*) Versuch über das Originalgeit des Homers. 1772.  
S. 191.



daß das Mittel, welches am geschicktesten ist, die Grausamkeit gefühlloser Obern erträglich zu machen, da am meisten angewendet wird, wo man es am nöthigsten braucht. In Arabien scheint das Recht der Gastfreundschaft das glücklichste Substitut positiver Gesetze zu seyn. Es mildert einigermaßen die Härte der Natur bey einem unfruchtbaren Boden, und verbindet herumziehende Horden, die das Völkerecht verachten, und die Zwangsmittel des Menschen verleugnen, zur Erweckung gegenseitiger Gefälligkeiten. Ein starker Beweis von der Macht der edlen Grundlage in dem Menschen, der zur Geselligkeit erschaffen ist.\*

## 9.

Die Gastfretheit, die sich bey den alten Griechen auf Gebrauch, Klima und Nationalcharakter stützte, lebt noch in den Gegenden, die sie bewohnten. Spon und Wheler \*) wurden

F 3

in

\*) Voyage de Spon et Wheler. Tom. 2. pag. 75. 76.

in der attischen Landschaft von allen Hirten und allen Arbeitern auf dem Felde mit einer Freierkeit und Gastfreundschaft begrüßt, die ihnen das Bild längst verflorener Jahrhunderte wieder erneuerte. Noch üben die Griechen, erwähnt Gutz, \*) sehr getreu die Gastfreiheit aus; die Ankunft eines Fremden ist ein Fest für ein Haus; man räumt ihm das beste Zimmer ein. Niebelsel \*\*) beobachtete als Geschichtskenner und Philosoph die heutigen Griechen da genau, wo sie am wenigsten vermischt und verdorben sind, die Insulaner und die Einwohner Athens, die bloß an den Ackerbau und den geringen Handel gebunden sind. Vergebens sucht man den alten Heldenmuth, die Liebe des Vaterlandes und der Freiheit bei diesem jetzt unterdrückten Volke, das kein Vaterland und keine Freiheit mehr besitzt.

\*) Literarische Reise nach Griechenland. Aus dem Franz. 1772. 1ster Th. S. 130.

\*\*) Bemerkungen auf einer Reise nach der Levante, S. 161, 162.

viel Strenghigkeit, die von Zuchtbarkeit ent-  
fernt ist, ein eckherziges Wesen, das den Eis-  
genuss verbirgt, und eine unterscheidende Ge-  
selligkeit gegen Fremde, sind noch die besondern  
Züge des Charakters der neuern Griechen.  
Die Gastfretheit hat sich von den alten Zeiten  
her bey ihnen erhalten. Sie werden niemals  
einen Fremden, der ermüdet ankömmt, nach  
der Ursache seiner Reise eher fragen, als bis er  
geessen und ausgeruhet hat.

Nicht weniger sand Niedeser bey den Si-  
cilianern \*) die alte Gastfretheit wieder.  
Durch ganz Sicilien hat er sie genossen. Un-  
ter dem gemeinen Volke zu Taranto herrsche  
die größte Keufseligkeit, und an jedem Hause in  
den Feldern und Weingärten wird ein Fremder  
geuthigt einzufehren, wo sie gerne alles, was  
sie haben, ohne Bezahlung mittheilen. —  
Man weiß, wie berühmt besonders die Gast-

\*) Reise durch Sicilien und Großgriechenland. 1772.

freiheit der alten Agrigentiner war. Dierdor erzählt, \*) das Gellias, der reichste Agrigentiner, vor seiner Thür eine gewisse Anzahl von Bedienten bloß dazu hielt, daß sie alle Fremden einladen müssen, bey ihm einzutreten, und daß viele andere Bürger diesem Beispiel folgten. Die heutigen Einwohner von Girgenti üben noch diese Gastfreiheit, die sie niemals verlohren zu haben scheinen. Auch Brydone \*\*) führt davon seine eigene Erfahrung an, obgleich das, was er von seiner freundlichen Aufnahme rühmt, mehr eine Folge von der noch dort herrschenden Liebe zur Pracht und Ueppigkeit, als gutherzige Gastfreundschaft, zu seyn scheint. —

So leben, unter andern Himmelsstrichen, in einer andern Lage und Verfassung, noch jetzt Nationen, auf welche die Gastfreiheit, als ein Ertheil von ihren Vorfahren, gekommen zu seyn

\*) lib. 13.

\*\*) Reise durch Sicilien und Malta. Aus dem Engl. 1774. 1ster Th. S. 305 - 307.

ſeyn ſcheint. Vornehmlich iſt es merkwürdig,
 daß ſich die Gaſtfreundſchaft am längſten in den
 Gebürgen erhält. Die weitere Entlegenheit
 von andern Völkern, die ruhige Einſamkeit
 macht, daß der Menſch gegen Neuerungen ab-
 geneigt wird, daß er mehr in ſich gekehrt bey
 der Einſamkeit und Einfalt ſeiner Lebensart
 gerne verharret. Die Unbeweglichkeit ſeiner La-
 ge befeſtigt ſeine Tugenden, ſo wie ſeine Laſter.
 Man hat Erfahrungen, daß die Wildheit in den
 Gebürgen am hartnäckigſten iſt, und oft un-
 überwindlich ſcheint. So giebt es zum Glück
 auch Beyſpiele, daß gute Sitten und Tugenden,
 wenn ſie einmal einen Sitz geſetzt haben,
 ſich in gebürgigten Gegenden auch länger erhal-
 ten. Die Seltenheit der Reiſenden und der
 gewöhnliche Mangel an öffentlichen Anſtalten
 zu ihrer Aufnahme, vereinigen ſich mit der Ein-
 falt und Gutherzigkeit der Bergbewohner, um
 jedes Haus zu einem Tempel der Gaſtfreund-
 ſchaft einzumweihen. Gemeinlich ſind ſie auch

durch die fruchtbarsten Geschäfte der Viehzucht und durch die Zerstreung ihrer Wohnplätze zur Ausübung dieser Tugend mehr aufgelegt.

Die alten Kaledonier waren gastfrei. Noch jetzt sind es ihre Nachkommen, die Schotten, besonders die Hochländer. Daß man unangemeldet in eine Wohnung geht, sagt Johnson, \*) wiew hier, wo die alten Gesetze der Gastfreiheit herrschen, nicht für Grobheit oder Eindringlichkeit angesehen. Hier giebt es keine Häuser, wo ein Reisender Herberge und Bewirthung für Geld fände. Wenn ihn Nacht und Müdigkeit überfallen, so wirft er sich in die Arme der allgemeinen Gastfreiheit. Ueberall, wo ein Haus ist, findet ein Fremder eine willkommene Aufnahme. — Ein Herr unter den Hochländern, versichert Home, sieht es für einen Schimpf an, wenn ein Fremder sein Haus vorbegeht.

\*) Reise nach den westlichen Inseln bey Schottland.

Die heutigen Norwänner sind noch in ihren Gebürgen gutartig, vergnügt, immer voll guten Muths. Man kann kaum an irgend einem Orte mehr Gutthätigkeit und Dienßfertigkeit antreffen, als sie jedem Fremden erweisen. Sehr selten ist ihm erlaubt, seine Wohnung zu bezahlen. Der Bauer hält es so gut, wie jeder andere, für eine Ehre, ihn nach seinem Vermögen aufs beste zu bewirthen. Mit diesem Urtheil des Pentoppidans \*) stimmt das Zeugniß aller Reisenden, die ich gesprochen habe, überein; sie sind voll Lobsprediche, sobald sie sich an die Gassfreundschaft der ehelichen Norwänner erinnern.

Noch schwebt mir das angenehme Bild der Freundlichkeit und Gutherzigkeit vor Augen, die ich in einigen entlegenen Gegenden der Schweizergebürge fand, und die frohe Geschäftigkeit, worin diese glücklichen Bewohner durch den un-

vermuß

\*) Versuch einer natürlichen Historie von Norwegen  
2c. Aus dem Dänischen. 1754. 2te Th. S. 474

vermutheten Anblick von Fremden verfest werden. Ein neuer Reisender, \*) der einen andern Theil der Alpen besuchte, ward von einer ähnlichen Erfahrung nicht weniger gerührt. „Die Heftigkeit des Windes und des Regens, sagt er, nöthigte uns jeden Augenblick, in alle Höcker zu laufen, die wir antrosen, und allenthalben wurden wir wie Leute empfangen, die man mit Ungeduld erwartete. Männer und Weiber brachten uns Stühle, zündeten ein großes Feuer an, und beklagten unser Schicksal, bei so bösem Wetter unter Wegens zu seyn, so ungezwungen freundschaftlich und mit so warmen Theil, als wenn wir ihre Brüder oder Kinder gewesen wären. Ein Kind, das wir in einem Hause allein antrosen, und dem wir, um Feuer anzumachen, eine Bezahlung versprachen, antwortete uns, es brauche unsre Bezahlung nicht. Einige Frauenspersonen, die

mich

\*) Voyage pittoresque aux Glacieres de Savoye  
p. M. B. 1773. Tom. 2. c. 7.



nich allein einen falschen Weg nehmen sehen, kamen im stärksten Regen aus ihren Häusern, um mir den rechten zu zeigen. Ost rief ich mit jenem Ersten der komischen Dichter aus, als ein Bettler ihm das Geldstück wieder zusetzte, das er ihm aus Versehen gegeben hatte: O! Tugend, wohin vertriehst du dich!

## 10.

Nicht bloß bey den ältesten Völkern, sondern auch schon in den ersten Zeiten ihrer Geschichte, ward die Gastfreuheit von Religionsideen unterstützt. Man findet davon schon Spuren in der alten Mythologie der Griechen, und ihre Dichter vergaßen nicht davon Gebrauch zu machen. Der Gedanke, daß man vielleicht Götter beherbergte, die in der Gestalt der Menschen zu weilen auf die Erde kämen, \*) war der Simplicität und Frömmigkeit des ersten Weltalters gemäß, hatte immer etwas Ehrwürdiges, so

\*) Odyss. 6. 489.

wenig er auch gegründet seyn mochte, und mußte die Neigung zur Gastfreundschaft nicht wenig beleben. Nichtsdesto weniger war es sehr natürlich, die Gastfreundschaft als eine Tugend anzusehen, die den Göttern wohlgeridlich ist. Man gab sie selbst unter den Schutz der Götter. Man sah sie für heilig, für einen Theil des Gottesdienstes an.

An der berühmten Gastfreiheit der Muhammedaner hat das Gesetz ihres Propheten nicht wenig Antheil. Der Koran befehlt ihnen nicht bloß Freundlichkeit, Mitleiden, Menschenliebe überhaupt, sondern er schärft ihnen auch an vielen Stellen ausdrücklich Wohlthätigkeit gegen den herumziehenden Pilgrim, gegen den reisenden Fremden ein. Sie haben sogar einen Orden, der wegen der Uebungen der Gastfreiheit, wozu er sich verpflichtet hält, berühmt ist. Dieß ist der Orden der Mevlevi. Diese Mönche sind nach Porters Bericht \*) gegen

\*) Anmerkungen über die Religion, Regierungsform und Sitten der Türken. Aus dem Engl. 1762. S. 31.

Fremde außerordentlich gütig; sie nehmen alle Leute von jeder Religion und Nation auf, und bewirthen sie aufs freundlichste. — Vornehmlich aber ist der von Pocock \*) angeführte Freyheitsbrief merkwürdig, den Mahomed den Mönchen auf dem Berge Sinai und den Christen überhaupt ertheilt hat. Hier sind die zu unserm Absicht gehörige Stellen:

„Wo nur immer ein Mönch auf seinen Reisen sich aufhalten wird, es sey auf einem Berge, in einem Flecken und einem andern bewohnten Platze, oder auf der See, in der Wüste, in einem Kloster, Kirche und Gebethshause, da will ich mitten unter ihnen als der Beschützer ihrer Person, Güter und Habe seyn. Was ich nur thun kann, meine Hülfe, mein Schutz, so wie mein ganzes Nationenvolk, soll ihnen zu Diensten seyn; denn sie sind ein Theil meines eigenen Volks und meine Ehe. — Niemand soll sie beunruhigen,

\*) S. 412. 413.

wo sie auf Reisen sind. — Wenn das Getraide eingeerntet wird, sollen die Einwohner von jeder Garbe ihnen etwas gewisses geben. — Thue denen kein Leid, welche die göttlichen Bücher in Ehren halten, sondern erzeige ihnen vielmehr Gutes; gehe freundlich mit ihnen um, und laß ihnen kein Unrecht anthun.“

In der Moral des angepflanzten Christenthums konnte die Gastfretheit, die damals als eine wichtige Pflicht in einer vorzüglichen Achtung stand, nicht fehlen. Die Apostel Paulus und Petrus ließen sich ihre Empfehlung angelegen sein. „Herberget gerne. Gastfrei zu sein, vergesset nicht, denn durch dasselbe haben Etliche, ohne ihr Wissen, Engel beherbergt. Seid gastfrei unter einander ohne Murren.“ Wenn man einer Tugendlehre, die eine so ausgedehnete und vollkommene Menschenliebe einschloß, noch den Vorwurf machen wollte, daß diese Vorschriften zu eingeschränkt nur die Ausübung

Übung der Gastfreundschaft als eine Pflicht der neuen  
 Anhänger des Christenthums gegen einander  
 selbst zu betreffen schienen; so müßte man die  
 Lage der ersten Christen nicht bedenken, die  
 verfolgt und herumirrend damals am meisten  
 den Beystand ihrer Wälder nöthig hatten, noch  
 die Allgemeinheit der Wohlthätigkeit, wozu  
 übrigens eben diese Moral verpflichtet. — In  
 den spätern Jahrhunderten nahm der Geist der  
 Gastfreundschaft besonders in den Klöstern seine  
 Wohnung. Die Reisen der Christen nach  
 dem heiligen Lande veranlaßten die Errich-  
 tung eines Ordens, der dieser Tugend vorzüg-  
 lich gewidmet war. Der Hospitaliterorden  
 war im Anfang eine weltliche Stiftung, die in  
 der Mitte des elften Jahrhunderts zu Jeru-  
 salem durch Kaufleute errichtet ward. Ihre  
 Bestimmung war, sich der Pilgrime anzuneh-  
 men, die aus Europa kamen, die heiligen Oer-  
 ter zu besuchen. Nach einiger Zeit verließen  
 die Personen beiderley Geschlechts, die sich zu

Dieser Bestimmung vereinigt hatten, ihre weltliche Stiftung, nahmen Klosterkleidung an und widmeten sich ganz dem Dienst der Pilgrime. Innocentius, der Dritte, bekräftigte den Orden der Mönche, die Hospitaliterbrüder von St. Johannis hießen, und wies ihnen die Aufnahme und Verpflegung der reisenden Christen als ihre unterscheidende Pflicht an. Nachdem Jerusalem durch den Saladin eingenommen war, begaben sich die Schwestern nach Europa, und errichteten hier nachher verschiedene beträchtliche Stiftungen. — Die Klöster der meisten übrigen Orden sind bald mehr, bald weniger der Gastfreundschaft gewidmet; und der Orden zu la Trappe ist besonders auch von der Seite der Gastsfreundschaft berühmt. Nur wenigen scheint sich diese Wohlthätigkeit noch in solchen Klöstern erhalten zu haben, die in Gebirgen, in einsamen und unwirthbaren Gegenden zerstreut liegen, und durch die Natur ihrer Lage den Mangel öffentlicher Herbergen

zu ersetzen geschickt sind. — Aber dennoch muß man gesehen, daß Religionsstiftungen dieser Art nie eine so allgemeine Einwirkung auf den Nationalcharakter eines Volks gehabt oder haben können, als Wasrecht, das als Gebrauch und Sitte eingeführt werden.

### II.

Eine eben so angenehme als lehrreiche Untersuchung müßte es allerdings seyn, wenn Philosophen sich bemüheten, so weit es sich in einer so verwickelten Materie bringen läßt, den Antheil zu berechnen, den in bestimmten Zeitpunkten die Gesetzgebung an den Tugenden der Völker gehabt hat. Zu unserer Absicht ist es indessen hier zureichend, einige Bemerkungen über die Beziehung der Gesetzgebung auf die Vasallenfreundschaft hinzustellen.

Es würde wider die ersten Begriffe des Völkerrechts seyn, wenn eine Nation oder ihre Regierer Fremden, die ohne eine feindselige

Aussicht auf eine Zeit zu ihr kommen, gar keine  
 Rechte zugesiehen wollte. Eben so sehr würde  
 es den Grundgesetzen der Gerechtigkeit, wozu  
 jeder Staat verpflichtet ist, entgegen seyn, wenn  
 er für die Beschätzung dieser Rechte, die der  
 Fremde als Mensch und als Glied seiner Na-  
 tion hat, keine Aufmerksamkeit beweisen, son-  
 dern vielmehr unbefümmert die Art des Betra-  
 gens gegen ihn dem Willkür der Bürger über-  
 lassen wollte. \*) Unstreitig beruhet es auf dem  
 freyen Willen eines Regenten, ob er Fremde  
 sein Gebiet betreten lassen will oder nicht, und  
 unter welchen Bedingungen ihnen der Zugang

\*) Eine vortreffliche Stelle des Cicero verdient hier  
 wieder in Erinnerung gebracht zu werden. Qui  
 civium rationem dicunt habendam, externo-  
 rum negant, hi dirimunt communem huma-  
 ni generis societatem, qua sublata beneficia,  
 liberalitas, bonitas, iustitia funditus tol-  
 luntur; quae qui tollant, etiam aduersus Deos  
 immortales impii iudicandi sunt; ab his enim  
 constitutam inter homines societatem evert-  
 unt. De Offic. Libr. III. c. V.



verhätter seyn soll. Aber sobald er ihnen den Eintritt vergönnet, so macht er sich zugleich verbindlich, sie eine völlige Sicherheit genießen zu lassen. Diesen Genus der Sicherheit ist er, als Regent, ihnen schuldig. Allein sie an den übrigen Vorzügen und Vortheilen seiner Untertanen gleichen Antheil nehmen zu lassen, das ist er ihnen nicht schlechterdings schuldig, sondern bleibt seinem freyen Willkühr überlassen. \*) Wir sehen auch, daß jeder weise Regent, der den Fremden einen Zutritt verhätterte, durch ein ihnen zugesägtes Unrecht sich nicht weniger für beleidigt hielt, als durch ein Unrecht, das

## § 3

einem

\*) Nam esse pro cive, qui civis non sit, rectum est non licere; usq; vero urbis prohibere peregrinos sane inhumanum est. Cicero de Offic. lib. III. — Man sehe auch Livius Lib. XII. cap. 24. Grocius de Jure Bel. ac Pac. lib. II. c. II. §. XVI. Einige nähere Bestimmungen, die jedoch nicht zu unsrer Absicht gehören, siche Pufendorf de Jur. Nat. et Gent. lib. III. c. III. §. IX. et X. Bantels Völkerrecht. mer Th. 8. Kap.

einem seiner Unterthanen widerfuhr. Selbst  
 Völker, die man barbarische nennt, waren mit  
 diesen Grundsätzen des Naturrechts bekannt.  
 Und wenn die Einwohner des taurischen  
 Chersones jeden Fremden, den ein Zufall an  
 ihre Küste warf, der Diana opferten, so wur-  
 den sie auch von allen andern Nationen verach-  
 tet, und Grotius giebt diesen das Recht  
 zu, jene dafür mit vereinigten Kräften zu züch-  
 tigen. \*)

Weil aber der bloße Genuß der Sicherheit  
 vor Beleidigung noch nicht ganz die Bedürf-  
 nisse eines Fremden befriedigt, so ist der Staat  
 durch die Pflichten der Billigkeit und Men-  
 schenliebe berechtigt, seinen Bürgern Privat-  
 dienstfertigkeit gegen den Fremden zu empfeh-  
 len, zumal wenn keine öffentliche Anstalten zu  
 seiner Aufnahme vorhanden sind. Die Berech-  
 tigkeit verlangt, dem reisenden Fremdling die  
 Mittel seiner Erhaltung zu verschaffen; die  
 Men:

\*) lib. II. cap. XX §. XL.

Menschenliebe für seine Bequemlichkeit zu sorgen; die Hülfslichkeit, ihm zur Erreichung seiner untadelhaften Absichten behülflich zu seyn. Dem Regenten kann es nicht unwichtig scheinen, diese Gefinnungen unter seinem Volke zu beleben und durch angemessene Verordnungen zu unterstützen. Die Sorge für die Sitten und für den Ruhm seiner Bürger verpflichtet ihn nicht wenig dazu. Und nicht selten hat das gute Betragen einzelner Bürger gegen Ausländer und der Ruf von der Feuerseligkeit ihres Charakters einen vortheilhaften Einfluß auf den Staat gehabt.

Unter gewissen Umständen kann das Gerechtigkeitsrecht werden, was unter andern bloß Wohlthätigkeit ist. Bei manchen ältern Völkern, die keine öffentlichen Anstalten hatten, wo Fremde für die Bezahlung Weherbergens finden konnten, würden sie ohne den Beystand der Gasseundschaft sehr oft umgekommen seyn. Und welches Volk konnte so hart seyn, einen



solchen Erfolg, der zugleich seinem Namen eine unauslöschliche Schande einbrücken mußte, gleichgültig zu ertragen? Man glaubte, berechtigt zu seyn, die Gastfreundschaft, die ihrer Natur nach eine innere oder unvollkommene Pflicht ist, als eine Zwangspflicht zu befehlen, weil in jenem Fall ihre Verletzung eine Verletzung der gemeinen Gerechtigkeit werden würde. Daher läßt sich der Ursprung einiger positiven Gesetze für die Gastfreundschaft erklären, die freylich viel seltener, als solche sind, worinn die bloße Beleidigung eines Fremden verboten wird. Bey den Atheniensern war es ein bekanntes Gesetz: „Lasset dem Gaste kein Unrecht geschehen; weist dem Irrenden den Weg; nehmet den Fremden unter euer Dach auf!“ — Wenn man dieses auch bloß für eine Anrathung oder Empfehlung annehmen wollte, so führt Aelian \*) ein mehr bestimmtes Gesetz, dem eine angedrohte Strafe angehängt war,

\*) Var. Hist. lib. IV. cap. 1.

war, von den Lucanern an. „Wenn ein Fremder gegen den Untergang der Sonne ankommt, und in einem Hause einkehren will; so soll der, welcher ihn nicht aufnimmt, gestraft werden, und für seine ungastfreundliche Bestimmung fassen.“ — Bey den Burgundiern war der, welcher einem ankommenden Gast Dach und Heerd verweigete, zu einer Geldstrafe verurtheilt. \*) — Karl, der ein und dreßsigste König der Gothen, gab ein Gesetz, nach welchem der, welcher durch Zeugen überführt war, daß er die Gastfreundschaft dreymal abgeschlagen habe, mit der Verrechnung seines Hauses

X 5

Häuses

\*) Lex Burgundiorum. Tit. 38. Quicumque hospiti venienti tectum aut focum negaverit, trium solidorum inlacione mulctetur. — Si in causa privata iter agens ad Burgundionis domum venerit et hospitium petierit, et illa domum Romani ostenderit, et hoc potuerit adprobari, inferat illi, cuius domum ostenderit, solidos tres, et mulctae nomine solidos tres.

Hauses bestraft ward. \*) Dieses Gesetz hatte die vortreffliche Wirkung, daß vielleicht in keiner Gegend mehr die Gastfreundschaft geübt werden konnte, als unter dieser Nation. Die Verweigerung der Gastfreundschaft ward als die schändlichste Art des Diebstahls, und der, welcher einem Reisenden Speise, Trank und Beherbergung verweigerte, als ein Gegenstand des öffentlichen Hasses betrachtet. Es ward eine unvermeidliche Gewohnheit, einem Ankömmling ohne die geringste Vergeltung alles zu geben, was

\*) Hic Carolus inter maximas leges et mandata constituit, ut Gothi ac Sueci inter se et maxime in omnes advenas et peregrinos hospitalitatem observarent summumque nefas duerent, quicumque viatorem a lecto coërceret: quod si quis facere tentasset et idoneis testibus ter negasse hospitium convictus fuisset, immisso igne aedes eius comburi iussit, ut domibus propriis iuste privaretur, qui etiam usum inhumaniter denegasset. Io. Magni Histor. Gothorum Suecorumque. lib. IV. c. 1.

er nöthig hatte. Ein Nachbar beachte ihn, wenn er weiter reisen wollte, zu dem andern, und empfahl ihn immer wieder einer sichern Begleitung. Je mehr Gäste jemand bewirthete, desto mehr Lob und Ansehen erwarb er sich. Selbst in den Hütten der Landleute bewies man gegen Fremde eine viel größere Freundschaft, als gegen seine eigene Kinder. \*) Eben dieses bezeuget auch Adam von Bremen \*\*) von den alten Schweden besonders, die in der Ausübung der Gastfreundschaft unter einander wetteiferten, und keine größere Schande kannten, als diese Pflicht einem Fremden verweigert zu haben. — Wenn jemand, berichtet Helmold \*\*\*) von den Slaven, darüber betroffen wird, daß er, welches jedoch ein übers

aus

\*) Io. Magni Histor. Gothorum Suecorumque, lib. IV. cap. 2.

\*\*) De situ Daniae &c. in Lindenbrogii Script. Rerum Germ. Sept. p. 60.

\*\*\*) Chron. Slavorum. lib. I. c. 82. §. 9.

als seltener Fall ist, einem Fremden die Gastfreundschaft versagt hat, dessen Haus oder Vermögen darf man mit Feuer verheeren, und dazu sind sodann auch alle einmüthig bereit. — Man hat Grund zu vermuthen, daß bey den Völkern der mittlern Jahrhunderte noch mehr ähnliche Gesetze für die Gastfreundschaft vorhanden gewesen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Gesetzgeber gegen eine damals noch so sehr nöthige Pflicht, die aus mancherley Veranlassungen sich zu entfernen anfangen konnte, die aber ein so alter ehrwürdiger Gebrauch der verflorbenen Zeiten war, sich ganz gleichgültig bewiesen haben sollten. —

Die Gesetze des Lykurg mußten, wie man weiß, die Verbannung einer so edlen Tugend, als die Gastfreundschaft ist, bewürfen. Seine Bürger mußten den gastreichen Atheniensern, Corinthern, Cretensern und Megarenern nicht unähnlich werden. Allein der spartani-

sche



sche Staat war auch von einer solchen Einrichtung, daß er der einzige in dieser Art zu bleiben verdiente. Man hat ihn zuweilen wohl bewundert, aber ihn nachzuahmen nicht für zuträglich gefunden. Eine so simple Staatsverfassung schien ihren Umsturz zu drohen, sobald sich ihr die geringste Vermischung mit Fremden näherte. Lykurg führte daher mit Fleiß verschiedene Gewohnheiten ein, welche dem feinen Geschmaack der benachbarten Staaten ansößig seyn mußten. Nichts war da anzutreffen, das bey einem Fremden den Wunsch einer Aufnahme hätte erregen können. Um noch sicherer zu seyn, verbot er seinen Bürgern das Reisen, und schloß die, welche eine fremde Erziehung genossen hatten, von allen Bedienungen im Staat aus. Und um das Werk zu vollenden, suchte er ihre innere Zufriedenheit durch die Verachtung der Sitten jeder andern Nation zu befestigen. Sparta mußte bey

dieser

Dieser Einrichtung Sparta bleiben, unter dessen daß die Bürger der übrigen griechischen Staaten, die ihre Thore nicht versperrten, vielmehr den Fremden mit Vergnügen aufnahmen, und selbst in alle Gegenden des Erdhofs reiseten, weiser und geistlicher wurden.

Da hier nicht von Niederlassungen ganzer Familien und Gesellschaften in einem Lande, sondern bloß von dem Betragen gegen einzelne Fremde, die sich da auf eine gewisse Zeit aufhalten, die Rede ist; so könnten wir noch, wenn es unsre Absicht erforderte, eine Erwägung der Mittel anstellen, wodurch Auswärtige zur Besuchung einer Nation gereizt werden. Eine Privatperson nimmt es oft für eine Art von Beschimpfung an, wenn ein Fremder ihre Wohnung vorbegeht; und man muß sehen, daß es eben keinen vorthellhaften Begriff von einer Nation erweckt, wenn sie von einer andern gar keine oder nur sehr seltene Besuche empfängt.

empfangt. Hat sie nichts, das die Neugierde reizt, keine Veranstaltungen für Wissenschaften, für Künste, für Handel, für Gewerbe, für Fleiß, die von einer gewissen Wichtigkeit sind, keine Denkmäler von Talenten, die hervorstechen, keine Männer, die dadurch glänzen, keine Geseze und Einrichtungen, die einen höhern Geist ankündigen, keine Sitten, die sich durch Feinheit und Anmüthigkeit unterscheiden; wie darf sie noch hoffen, daß Auswärtige Zeit und Mühe aufopfern sollen, um zu ihr zu reisen? Eine Nation, die besacht zu werden verlangt, muß sich einen gewissen Grad von Ruhm erworben haben, der Aufmerksamkeit gebietet, Neugierde entzündet; sie muß wenigstens zu einem sehr günstigen Vorurtheil, das den lehrbegierigen Reisenden aus seiner Heimat treibt, Veranlassung geben können; sie muß nicht etwa blos die Kunst versprechen, dem Fremden seinen Aufenthalt bei ihr angenehm zu machen, sondern

sondern auch vornehmlich mancherley nützliche Absichten zu befriedigen, mancherley Talente zu beschäffigen, mancherley Neigungen zu unterhalten, reich genug in ihren Einrichtungen seyn. Ungerecht ist es eine der schönsten Schauspiele für einen Regenten, wenn er seine Nation eine Lehrerin anderer werden sieht, wenn er sieht, wie edle wißbegierige Männer aus entfernten Gegenden herbeystellen, um Wissenschaft, Künste, tausend nützliche Kenntnisse und Sitten aus seinen Staaten zu holen. Die Geschichte aller Jahrhunderte kennt keinen Triumph, der edler und schmeichelhafter wäre.

## 12.

Die Galtfreiheit hat sich bey verschiedenen Völkern während gewaltsamer Veränderungen und Revolutionen, die sie in ihrer äußern Verfassung erdulden mußten, erhalten; wenn ihre

Wärk

Wärksamkeit gehemmt oder ganz erstickt werden, so ist dieses nicht selten durch eine allmähliche innere Verschlimmerung des Nationalcharacters geschehen. Die Geschichte zeigt, daß sie von kriegerischen Nationen nicht geliebt, selbst in solchen Zeiten bey ihnen geliebt ist, da sie mitten unter den Unruhen und Besitzungen der Waffen standen. Eben so gewiß ist es, daß der Despotismus, der sonst jede gesellschaftliche Tugend niederschlägt, sie noch bis auf diesen Tag im Orient nicht hat übermüthigen können.

Man hat oft die Gassfreundschaft der Römer gelobt, und gleichwohl wird man gesehen müssen, daß bey einer nähern Berechnung ein guter Theil von diesem Lobe abzuziehen sey. Ueberhaupt waren sie nicht das Volk, das eine gewisse Leichtigkeit zur Ausübung dieser Tugend bey sich empfinden konnte. Ein troziges Wesen, das ihnen immer eigen war, verdrögt sich

§

nicht

nicht mit der Beobachtung der Pflichten, die Fremde fordern. Und in den spätern Zeiten, wo sie Raub, Gewaltthätigkeit, jede Art der Tyranney ungeahndet gegen sich selbst, Bürger gegen Bürger, Klient gegen Wohlthäter, Sohn gegen Vater, verübten, mußte die wahre Gassfreundschaft unterdrückt werden. Wie konnten sie noch wissen, was sie Ausländern schuldig wären, da sie nicht einmal das zu erkennen fähig waren, was sie den eigenen Edheuen des Vaterlandes, den Gliedern der Blutsverbindungen, zu leisten hatten? In den besten Jahrhunderten war der Patriotismus immer überspannt; und die ganz in sich selbst gelehrte Liebe des Vaterlandes mußte jede Aufwallung der mehr ausgebreiteten Menschensliebe verschlingen. Der Nationalhoh, der in einer gehörigen Richtung die Gassfreundschaft erheben kann, schlug sie nieder, da er sich in eine Verachtung anderer Völker verirrte.

Die Zeugnisse von Gastfreiheit, die man in den römischen Schriftstellern antrifft, beweisen nicht so viel, als man sie zuweilen hat beweisen lassen wollen. Diese Tugend ward unter ihnen am meisten sichtbar, da sie durch Reisen und durch Siege mit den Griechen bekannter wurden. Man thut ihnen nicht Unrecht, wenn man sagt, daß ihre Gastfreiheit eine Nachahmung der Griechen war, von denen sie überhaupt nicht bloß Wissenschaft und Kunst, sondern auch Gottesdienst, Sitten und Gebräuche aufnahmen. Nichtsdesto weniger ist es wohl offenbar, daß diese Art der Freundschaft unter den Römern, so viel auch Cicero und andere davon für sich rühmen mögen, meistens nur auf gewisse Personen und einzelne Familien eingeschränkt gewesen, nie aber ein Theil des Nationalcharacters geworden. Die Gastfreiheit war größtentheils eine Würkung der Erkenntlichkeit für die Gefälligkeiten, die sie

in dem Faule ihrer Gasse genossen hatten. Und da ihre Wirthshäuser wegen ihres schlechten Rufes nur für gemeine Leute bestimmt waren, da die Freuden, die meistens Personen von Geburt und Würden waren, Empfehlungen an bekannte Häuser mitbrachten, so verbreitete diese Art von Freundschaftsverbinding sich leicht aus den griechischen Städten \*) in die italienischen hinüber. Römische Familien errichteten also mit Familien auswärtiger Länder wechselseitige Bündnisse und Verträge, die sie erweiterten, einschränkten, aufhoben, nachdem Bedürfnis oder Vergehen dazu anleiteten.

So viel Veranlassungen zum Haß der Nationen gegen einander es giebt, so viel giebt es auch, die einzeln oder zusammenlaufend zur Unterdrückung gashreter Neigungen abzielen. Allein es bedarf nicht einmal eines so gewalt-

samen

\*) Potters griechische Archäologie. Aus dem Engl. 1776. 2ter Th. S. 730. n. f. w.



samen Hindernisse, als Nationalhaß ist; schon die Verachtung alles Auswärtigen ist dazu hinreichend. Dieses beweisen, um hier ein Beispiel aus der Ferne anzuführen, die Japaner. Gutartig, ehrbegierig, frey von aller Betrügerey, die mit dem Tode bestraft wird, höflich, freigebig, großmüthig, voll Munterkeit und Liebe zum Umgang, sind sie zu nichts weniger, als zur Saßfreundschaft gegen Ausländer, aufgelegt. Indem sie von einer übertriebenen Hochachtung für ihre eigene Nation entflammt sind, indem sie weder eines andern Hülfe nöthig zu haben glauben, noch seine Uebermacht fürchten; so sehen sie auf jeden Fremden mit einer Geringschätzung herab, die sie aller Dienstleistungen gegen ihn unfähig macht. \*)

Eigennutz und Bucherneiß, die sich mit dem Handel verbreiten, können sich einer Na-

§ 3

tion

\*) Kämpfer in der allgem. Hist. der Reisen u. 1117  
S. 607. u. f. w.

tion so sehr bemächtigen, daß sie vergift, nicht bloß was Wohlthätigkeit, sondern auch was Gerechtigkeit gegen Fremde fordert. „Der Geist des Handels, bemerkt Montesquieu \*) sehr richtig, vereinigt zwar Nationen, aber nicht so Privatpersonen. Man sieht, daß in den Ländern, wo man sich mit nichts als dem Handel zu beschäftigen weiß, auch mit allen Pflichten der Menschenfreundschaft, mit allen moralischen Tugenden, ein Handel getrieben wird. Die geringsten Gefälligkeiten, welche die Menschenliebe empfiehlt, sind nur für Geld zu bekommen. Die Gastfreundschaft, die man bey räuberischen Völkern so häufig antrifft, ist unter handelnden Nationen überaus selten.“ Man hat zur Beschäftigung die Holländer als ein Beispiel unterschieden wollen; allein wir können dafür mit mehrerem Recht die Chineser die Stelle vertreten lassen. Der jüdische

Bucher:

\*) Esprit des Loix. Liv. XX. Chap. II.

Wuchergeist dieser Nation läßt sie die wenigen  
 Fremden, denen der Zugang bey ihnen noch  
 verflattet wird, nur als Menschen betrachten,  
 an welchen sie sich durch tausend Betrügereyen  
 zu bereichern für erlaubt halten. Da ist kein  
 Begriff von den Rechten eines Fremdlinges,  
 kein Gefühl der Menschenfreundschaft; nur dem  
 niedrigsten Eigennuz, der alles unter seiner  
 Herrschaft hat, ist der, selbst von der Polizei  
 verlassene, Fremde überall bloßgestellt. Man  
 hat fast gar keine Wirthshäuser. In denen,  
 welche ehemals noch vorhanden waren, die  
 aber durch die feindlichen Einfälle der Tartarn  
 in Verfall gekommen sind, konnte man nur  
 durch den Beystand eines Patents oder Befehls  
 vom Hofe eine Stelle erhalten; andere Rei-  
 sende durften sich nicht hineinwagen. Die Po-  
 lizey versieht sich so sehr, daß sie nicht einmal  
 für die Sicherheit der Reisenden sorgt. Die  
 Räuberhaufen schwärmen durch das ganze  
 Reich; nicht einmal auf den Landstraßen und

in den Gegenden um Peking und Kanton sind die Reisende gesichert. Den Chinesern ist das Reisen selbst untersagt. Daher die Unveränderlichkeit ihrer Sitten und Gewohnheiten, so wie bey den alten Aegyptern, die niemals reiseten, und sich nicht ohne Noth an den Umgang mit Fremden gewöhnten, welche die Begierde nach Unterricht zu ihnen zog. Daher aber auch der ewige Stillstand der Chineser auf den niedern Stufen der Wissenschaften, der Künste und der Politik. \*)

Sollen wir noch einen Blick nach Europa werfen, so wird man nicht leicht einen herrschendern Nationalhaß antreffen, als den die Portugiesen \*\*) gegen alle übrige Nationen haben. Dieses unmenschliche Haß, Fremde zu hassen, bloß weil sie Fremde sind, kann nur bey einem Volke sich erhalten, dessen Den-  
 kungsart

\*) Du Halde Beschr. von China.

\*\*) Die wörtliche Verfassung des Königreichs Portugal im J. 1766. Aus dem Franz. 1776. S. 124.

lingsart durch ausschweifenden Stolz, innerliche Feindschaften und Eifersucht, Geiz, Betrügeres, Vorurtheile und Schwärmeres ganz verderbt ist. Unterdessen daß der Portugiese es für eine Kleinigkeit hält, Fremde zu beleidigen, so begegnet ihnen der Spanier, auch wenn er Vortheil von ihnen ziehen kann, mit einem Stolz und einer Steifigkeit, als wenn sie gar keiner Aufmerksamkeit würdig wären. Wenn man in Spanien in einem Wirthshause absteigt, wird man, wie noch Varetti bezeugt, weder vom Wirth, noch sonst von einer lebendigen Seele bewillkommt; niemand bekümmert sich um den ankommenden Reisenden, als bis er fordert. Ein treffender Zug von dem felsigen und trüben Nationalcharakter der Spanier, wozu der Franzose ein Nebenbild giebt, das nicht absehender seyn kann. Doch wir rücken durch diese Vergleichung den heutigen Nationen in Europa näher, und sehen an der Gedröge der Gassestreife.

Diese edle Tugend ist in Europa nicht mehr, was sie einst war, was sie noch jetzt besonders in einigen Gegenden Asiens ist. Zwar ist sie noch nicht ganz aus unserm Welttheil vertrieben; hier und da lassen sich noch einzelne Spuren von ihr sehen bey einigen wenigen Nationen, hier und da in den Gebürgen und in den Klüffern. Allein die Erscheinungen sind so selten und so schwach, daß sie nicht mehr einen beständig hervorstechenden Zug in dem Charakter unsers Zeitalters, oder eine herrschende Sitte ankündigen. Was bey verfeinerten Nationen den Namen der Gastfretheit führet, ist nicht mehr jene alte ehrwürdige Tugend, die mit dem Bedürfnis der Zeiten wandelbar ist.

Sie entstand fast überall, wo sie sichtbar ward, durch den Mangel öffentlicher Anstalten zur Aufnahme der Reisenden, einen Mangel, der

ber nur durch die Wohlthätigkeit einzelner Personen oder Familien ersetzt werden konnte. Mit der Einführung dieser Anstalten fieng sie an, wieder zu verschwinden, oder doch seltener wahrksam zu seyn. Die Veränderungen in den Ländern von Europa, nachdem es ganz reisend und handelnd geworden ist, haben ihre Entfernung allmählig befördern müssen. Der Umlauf der Wechselbriefe, die Sicherheit der Wege, die Leichtigkeit von einem Ort zum andern zu kommen, die Bequemlichkeit der Posten und der Schiffe, die Errichtung der Gasthöfe in allen Städten und auf allen Straßen, der Zufluß von Gassen, die Menge von Abentheuern, alles dieses hat dazu beigetragen, die Gastfreundschaft der alten Welt zu verdrängen.

Der Geist des Handels, der alle Nationen mit einander verknüpft, hat die Bande der Wohlthätigkeit unter Privatpersonen zerrissen. Er hat der Liebe zum Gewinn mehr Ausbreitung und Stärke mitgetheilt, und so weit diese

ihre

ihre Herrschaft ausdehnt, die irdlichen Bewegungen der Natur unterbrechen, die Menschen mit Menschen verbinden. Wenn eine Parthei dabei gewonnen hat, so sind es die Reichen. Ihr Vortheil ist ein wech freyer und erweiterter Genus der Annehmlichkeiten des Landes, wohin sie sich begeben; ihre Ausnahme richtet sich nach dem Maas des Aufwandes, den sie machen; und wenn man sie auch nicht allemal mit Zuneigung sieht, so wird man sie doch die meiste Zeit mit Vergnügen sehen.

Indeffen bleibt es noch lange eine angenehme Unterhaltung des Menschenfreundes, in jene Zeiten zuruckzuschauen, welche die Gattfreundschaft veredelte. Keine weitere Empfehlung zum Beystand, zu jeder Art von Gutthatigkeit, als das Gespedge der menschlichen Gestalt; keine andere Vorsprache, als der Geus, der von den Lippen des Antbimmelings in die Hütte hineinstobte. Der Mensch fand sogleich den Menschen. Die Natur selbst gab es ihm durch das unvergessende



ägernde Gefühl ein, was er ihm schuldig war; er durfte es nicht erst lernen. Man konnte noch nicht den unseligen Unterschied, der das menschliche Geschlecht nach Vaterland und Religion absondert; alle waren Bürger Einer Erde, Kinder Eines Gottes. In jeder Hütte, deren empormäander Rauch das Auge des Wanderers in der Ferne erfreute, war er sicher einen Bruder anzutreffen. Die Nacht, die ihn überfiel, die Einsamkeit, die ihn umgab, schreckten ihn nicht. Wo er nur einen Menschen zu finden hoffen konnte, da hatte er auch einen Freund. Der Schatten seiner Hütte, die Kühle seiner Quellen, die Wärme seines Herds, die Lagerstätte seiner Hütte, die Speise seines Tisches, alles, was dieser sein Freund hatte, war sein. Und wenn er an dem Abend seiner Pilgrimschaft an dem Herd seiner väterlichen Wohnung, in dem Kreise seiner Kinder und Nachbarn, wieder ruhte, wenn er dann mit einer von Zufriedenheit und Wehmuth ver-

mischten

mischten Empfindung von den Freundschaften erzählte, die seinen Weg begleitet hatten, so ward seine Heiterkeit noch nicht durch die sinesische Beschuldigung unterbrochen: „Es ist keine Neigung in der menschlichen Natur allgemeiner, als der Haß gegen Fremde.“



The first part of the book is devoted to a general  
 introduction to the subject. The author then proceeds  
 to a detailed examination of the various aspects of  
 the problem. The book is written in a clear and  
 concise style, and is suitable for both students  
 and researchers. The author's treatment of the  
 subject is thorough and comprehensive, and the  
 book is a valuable contribution to the literature.





